

Kirchenzeitung

Evangelisches Wochenblatt für die Nordkirche Nr. 16 | 75. Jahrgang | 19. April 2020 | 1,70 Euro | www.kirchenzeitung-mv.de

ANZEIGE

Evangelische Bank

Ihr Geld in guten Händen

www.eb.de



Kein Kirchentag

Pasewalk wäre Gastgeber des Pommerschen Treffens gewesen – erstmals **9**



Drei Leben

Der ehemalige Synodale und Ministerpräsident Berndt Seite wird **80** **11**

Ostergottesdienste im Auto



Autogottesdienst in Schwerin.

Foto: Tilman Baier

Schwerin/Battinthal. Ungewöhnliche Gottesdienste fanden sowohl in Schwerin als auch in Battinthal bei Penkun statt. So gab es auf dem Margaretenhof in Schwerin einen Autogottesdienst der Evangelischen Allianz. Auch Pastor Bernhard Riedel organisierte einen vor der Grabkapelle im pommerschen Battinthal. In Schwerin wurden rund 80 Autos gezählt, viele kamen auch aus dem Umland. In Battinthal nahmen 120 Menschen mit 50 Fahrzeugen teil. Viele waren überzeugt, dass es sehr schön sei, auf diese Weise Gemeinschaft zu spüren. Die Besucher wurden auch mit einbezogen. So konnten sie ihr „Amen“ via Hupen kundtun. *ago*

Über Grenzen hinweg

„Corona-Kreuz“ mit Sorgen-Steinen und „Segen to go“ auf Mönchgut

„Corona-Kreuz“ steht auf dem Brett unter dem Holzkreuz. Die Kirchengemeinde Groß Zicker hat es vor Ostern aufgestellt. Steine liegen darunter, von Vorbeikommenden. Für jeden Wunsch einer. Karfreitag blieben viele Menschen stehen. Einen „Segen to go“ gab Pastor Metz mit auf den Weg.

Von Christine Senkbeil
Rügen. Es ist ein Tag wie aus dem „Osterspaziergang“ über dem Dorf Groß Zicker, auf Rügens Halbinsel Mönchgut gelegen. Vom Bakenberg aus kann der Blick frei über die Hügelketten des Zickerschen Höfts wandern, den Pfaden über neu ergrünende Wiesen folgen, die sich direkt aus dem Blau der Ostsee und des Greifswalder Boddens emporzucken scheinen. Und von überall „blinken uns farbige Kleider an“, Goethe muss wohl genau hier gestanden haben.

Karfreitag, zur Sterbestunde Jesu, stehen hier auf dem Bakenberg nun Pastor Olav Metz und in Abständen voneinander Menschen aus seiner Gemeinde. Einen „Segen to go“ soll es gleich geben, versammelt unter einem übermannshohen Holzkreuz, das in den Himmel ragt. „Unser Corona-Kreuz“, erklärt der Pastor. Vor ein paar Tagen hat die Kirchengemeinde es hier aufgestellt. Eine Trompete blüht in der Sonne. Eine Flöte erklingt. Wie von ihnen gerufen bewegen sich aus allen Richtungen farbige Kleider mitsamt ihren Trägern hin zum knapp 70 Meter hohen Hügel. Ankommende bleiben rund um den Hügel stehen, manche legen einen Stein vorm Kreuz ab, falten die Hände zum Gebet.

Um 15 Uhr wird es still. Man hört die Glocken der Mönchguter Kirchen. Dann tritt Olav Metz neben das Kreuz: „Wir denken an



Ein Ort, der zur Andacht einlädt: der Bakenberg auf Mönchgut. Pastor Olav Metz segnete die Besucher Karfreitag und Ostersonntag hier unter freiem Himmel, statt in der Kirche von Groß Zicker. Foto: Christine Senkbeil

das Leiden und Sterben Jesu, aber auch an das in unserer Zeit“, sagt der Pastor. Von verschiedenen Standorten aus verlesen Gemeindeglieder drei Kreuzwegstationen aus dem Markusevangelium. Und das „Bleibet hier und wachtet mit mir...“ singen dann alle gemeinsam – Christen vom Mönchgut, Wanderer, Ausflügler mit Kinderwagen. Menschen, die sich eben noch fremd waren und die sich nun, trotz der großzügigen Abstände zueinander, einander nahe fühlen.

Der Segen, den der Pastor erbittet, gilt dem Mönchguter Land und dem deutschen Land, unserem Europa und unserer Welt. Ein Weitblick, der naheliegend

scheint an diesem Ort mit den weiten Aussichten. Und auch die Steine vor dem Kreuz belegen die Verbundenheit von Menschen und Orten über alle Grenzen hinweg. Für jede Last, die uns gerade in diesen Tagen bedrängt, können die Vorübergehenden einen Stein ablegen. „Für alles, was dich bedrückt, alles, was dir Angst macht“, so steht es auf dem Brett. So sind bis Karfreitag schon einige Steine zusammengelassen, graue Kiesel, aber auch Hühnergötter mit Schleifen und bunt bemalte Ostersteine. Zeichen der Last und der Hoffnung.

Auch Birgit Sonnabend legt einen Stein vor das Kreuz. „Es ist eine tolle Idee. Ich finde es beru-

higend, dass es so einen Ort gibt“, sagt die Rügänerin, die 33 Jahre in Thüringen gelebt hat und erst vor fünf Jahren in die Heimat zurückgekommen ist. „Ich finde es schön, die Gemeinschaft zu spüren, die Nähe von Menschen.“ Auch ohne Umarmungen.

Ostersonntag wurde um sechs Uhr das Osterlicht entzündet, nicht in, sondern vor der Middelhägener Kirche. Wer wollte, konnte das Licht von dort abholen für zu Hause. Und zum Geläut um zehn Uhr gab es wieder einen „Segen to go“. Damit sich, so Olav Metz in seinem Ostergruß, nicht Angst breit macht, sondern der Geist der Kraft, der Liebe und Besonnenheit.

DOSSIER DER WOCHE

Ende des Zweiten Weltkriegs

Im Frühjahr 1945 war von der Zustimmung so mancher Deutscher zum „totalen Krieg“ nicht mehr viel übrig geblieben. Etliche ersehnten das Kriegsende und riskierten dabei ihr Leben als „Verräter“. Manche waren schon Monate auf der Flucht. Viele starben noch in den letzten Wochen des Krieges, andere flohen vor der Verantwortung in den Selbstmord. 75 Jahre danach haben wir gefragt, wie die Älteren unter unseren Lesern das Kriegsende erlebt haben. Einige der bewegenden Antworten, für die wir sehr danken, veröffentlichen wir stellvertretend in dieser und der nächsten Ausgabe, weitere auf unserer Internetseite. **Lesen Sie mehr dazu auf den Seiten 4 und 5.**



Schöne Dinge mit Sinn & Segen
www.glaubenssachen.de

ZUM SONNTAG QUASIMODOGENITI

Vertrauen in der Krise

Dr. Johannes Grashof ist Pastor in Pasewalk in Mecklenburg-Vorpommern.



Hallo? Geht's noch? So kommt Gottes Ausruf im Jesaja-Buch durch den Prophetenmund. „Halo jada'ta?“ – „Weißt du nicht?“ Oder eben: „Hallo, geht's noch?“ Dieser Vorwurf traf Leute, die sagten: „Mein Weg ist dem Herrn verborgen, und mein Recht geht an meinem Gott vorüber.“ Dem Blutausch der babylonischen Eroberer waren sie entronnen, aber in die Fremde verschleppt, traumatisiert, mit zerstörtem Weltbild. Gott hatte nicht, wie von ihm erwartet, seine schützende Hand über sie gehalten. Zu ihm noch zu beten hilft jetzt wohl auch nicht mehr. So dachten sie: Hallo, geht's noch? Lag das Desaster, in das sie geraten waren, etwa an Gott?

Es ist leicht, die Schuld bei anderen zu suchen. Vorzugsweise bei Gott. Leichter, als zuzugeben: Wir haben uns das selbst eingebrockt. Gott ist nicht dazu da, die Konsequenzen unseres eigenen Versagens abzufedern. Aber der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde erschaffen hat, wird nicht müde noch matt. Und deshalb: Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln

wie Adler. Gerade in schlechten Zeiten ist es daher richtig, sein Gottvertrauen zu behalten und zu pflegen. Auch nach fünf Wochen Lockdown gilt: Die Corona-Krise ist keine Strafe Gottes. Eher eine weitere Konsequenz aus unserem

menschlichen Raubbau an der Natur. Wir zerstören immer mehr Lebensräume. Wundert es uns wirklich, dass wir uns Krankheiten einfangen, die wir nie bekommen würden, wenn wir Fledermäuse und Schuppentiere einfach in Ruhe ließen? Natürlich müssen wir jetzt alles tun, um die Ausbreitung des Virus zu bremsen. Experten sind gefragt, beherzt handelnde Politiker, besonnene und solidarische Bürger. Aber wir brauchen mehr als die Kraft zur Schadensbegrenzung. Nötig wäre ein Systemwechsel in unserem Denken.

Durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten sind wir wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung, heißt es im 1. Petrusbrief. Das befreit zu einem Leben, das nicht von Gier bestimmt wird, sondern von der Liebe. Lassen wir uns von Gott neu dazu bewegen.

„Er gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unermüdeten.“

aus Jesaja 40, 26-31

ANZEIGE



Audi Q2*-Lagerverkauf

*Kraftstoffverbrauch l/100 km: komb. 5,8-4,4; CO₂-Emiss. g/km: komb. 130-114. Angaben zu Kraftst.-verbr. u. CO₂-Emissionen sowie Effizienzklassen bei Spambreiten in Abhängigkeit vom verwendeten Reifen/Rädersatz. Angaben basieren auf Merkmalen des deutschen Marktes.

Große Auswahl!

Audi Zentrum Schwerin

Hagenower Chaussee 1b, 19061 Schwerin
Tel.: 03 85/64600 64



4 197723 501702

16

NACHGEFRAGT



Noreen Leipold ist Grafikerin und arbeitet für den Evangelischen Presseverband. Sie ist eine von drei Kolleginnen, die das Layout unserer Zeitung gestalten.

Tolle Stimmung bei Tafelhelfern

Nach ihrem Urlaub erzählte unsere Kollegin Noreen Leipold begeistert von ihren Erlebnissen bei der Hamburger Tafel, wo sie einige Tage geholfen hatte. Stellvertretend für die vielen, die jetzt mit viel Einsatz anderen helfen, fragten wir nach.

Wie bist du dazu gekommen?

Noreen Leipold: Ich habe viel von den Nachbarschaftshilfen hier in Hamburg gehört und wollte auch helfen. Dann habe ich den Aufruf der Tafel gelesen, dass sie jüngere Freiwillige suchen, da etliche Ehrenamtliche durch ihr Alter zur Risikogruppe gehören. Und da ich in meinem Urlaub nicht wegfahren konnte, hab' ich mich gemeldet und wurde mit offenen Armen empfangen.

Was gab es zu tun?

Es ging darum, 30 000 Tüten mit Lebensmitteln für Hilfsbedürftige in ganz Hamburg zu packen. Wir haben uns im Lager in Jenfeld getroffen und dort gepackt. Alles unter strengen Sicherheitsvorkehrungen durch die Tafel, mit Handschuhen und Mundschutz. Die Tüten wurden dann abgeholt und an die einzelnen Ausgabestellen verteilt. Wir waren zu Beginn etwa zwölf Freiwillige. Dann gab es einen Aufruf in der Presse, der viel Nachhall fand – nach ein paar Tagen waren wir dann fast 50 Helfer.

Was hat dich motiviert, durchzuhalten?

Vor Ort war immer eine tolle Stimmung, weil alle an einem Strang zogen. Und auch zu wissen, dass durch unsere Arbeit die Hilfsbedürftigen in Hamburg weiterhin ihre Lebensmittel bekommen, macht einfach ein gutes Gefühl. Am Ende jeden Tages bin ich zwar kaputt, aber auch sehr besetzt nach Hause gegangen.

Kannst du dir vorstellen, da noch mal mitzuarbeiten?

Ja, ich kann mir auf jeden Fall vorstellen, dort wieder anzuklopfen, wenn ich frei habe.

Der gesamten Auflage ist die Beilage „Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler“ beigefügt.

IMPRESSUM

Herausgeber: Ev. Presseverband Norddeutschland GmbH
Verlag: Presseverlag Nord GmbH, Gartenstraße 20, 24103 Kiel
Geschäftsführer: Bodo Elsner
Redaktionskollegium: 19055 Schwerin, Schliemannstraße 12 a
Redaktionssekretariat: Tel. 040/70 975 240, Fax: 040/70 975 249, Schillerstraße 44a, 22767 Hamburg, redaktion@kirchenzeitung-mv.de
Chefredaktion: Pastor Tilman Baier (tb) (w.i.S.d.P), Tel. 0385/30 20 818, baier@kirchenzeitung-mv.de
Chefin vom Dienst: Mirjam Rüscher (mrr), Tel. 040/70 975 243, ruescher@evangelische-zeitung.de
Koordinierende Redakteurin: Cosima Jäckel (gj), Tel. 040/70 975 242, jaeckel@evangelische-zeitung.de
Redaktion Mecklenburg: Marion Wulf-Nixdorf (mwm), Tel. 0385/30 20 812, wulf-nixdorf@kirchenzeitung-mv.de
Redaktion Vorpommern: 17489 Greifswald, Domstraße 23/24, Tel. 03834/77 63 331, Fax: 03834/77 63 332
Christine Senkbeil (cbs), senkbeil@kirchenzeitung-mv.de
Sybille Marx (sym), marx@kirchenzeitung-mv.de
Marketing: Michaela Jestrimski, Schliemannstraße 12 a, 19055 Schwerin, Tel. 0385/30 20 80, Fax: 0385/30 20 823, jestrimski@kirchenzeitung-mv.de
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Bodo Elsner
Anzeigenannahme: 0431/55 779 280, Fax: -292, E-Mail: anzeigen.kiel@evangelische-zeitung.de
Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste 2018. Mitglied der KONPRESS
Anzeigen eG, IVW geprüft.
Layout: Christine Matthies, Allison Liebke, Noreen Leipold
Druck: Druckzentrum Schleswig-Holstein, Büdelsdorf
Die Mecklenburgische & Pommersche Kirchenzeitung erscheint wöchentlich. Der monatliche Bezugspreis beträgt 6,95 Euro einschließlich Zustellgebühr. Alle Preise inkl. 7 Prozent Mehrwertsteuer. Nach Ablauf des vertraglich vereinbarten Bezugszeitraumes sind Kündigungen nur mit einer Frist von sechs Wochen zum Quartalsende möglich.
Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Erfüllungsort und Gerichtsstand ist Kiel. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird kein Honorar gezahlt.
Leserservice/Vertrieb: 0431/55 77 99, Fax 0431/55 779 292
leserservice@kirchenzeitung-mv.de

Was für ein Leben

In der Corona-Krise sollten wir uns neu darauf besinnen: Der Tod gehört leider dazu

Von Sybille Marx
Was für ein Leben wollen wir eigentlich nach der Corona-Debatte leben? Wie bereit werden wir künftig noch sein, Gesundheits-Risiken und vor allem auch den Tod als Teil des Lebens zu akzeptieren? Was bei vielen Zeitungen in den vergangenen Wochen so ganz subtil zwischen den Zeilen stand, löste bei mir bisweilen tiefes Unbehagen aus. Steuern wir auf eine Gesellschaft zu, die dem Einzelnen nichts mehr zu traut? Die auf noch mehr medizinische Eingriffe am Lebensende und noch mehr Kontrollierbarkeit drängt? Die hysterisch verdrängt, dass Gefahren zum Leben gehören, wir am Ende doch alle sterben müssen und dass die Leugnung es nur schlimmer macht?



Foto: picture alliance/Peter Kretfling

Da formuliert zum Beispiel ein ARD-Journalist im „Faktencheck“ über den Unterschied zwischen Corona- und Grippevirus: Dem Coronavirus seien wir „schutzlos ausgeliefert“, weil es keinen Impfstoff und kein wirksames Medikament gebe. Der Gesundheitsbegriff, der in solchen Sätzen miterschwingt, ist weit verbreitet. Aber er ist wirklich falsch und fatal in seiner Wirkung. Wir Menschen sind nämlich nicht schutzlos ausgeliefert, wenn die Schulmedizin mal nichts zu bieten hat. Der Arzt ist sowieso nicht allein dafür zuständig, dass wir gesund bleiben. Wir alle können möglichst achtsam leben und unser Immunsystem stärken – gegen das Coronavirus und andere Risiken.

Wie man das macht, weiß im Ansatz der gesunde Menschenverstand, genauer kann man es von ganzheitlich denkenden Gesundheitsexperten lernen, auch Gelassenheit aus Gottvertrauen wirken stärkend. Es wäre ein Gewinn, wenn wir alle anfangen würden, diese Einflussmöglichkeiten bewusster zu nutzen – und die Schulmedizin als Ergänzung begreifen würden.

Natürlich bewahrt uns auch das gesündeste und frommste Leben nicht davor, mal krank oder verletzt zu werden und irgendwann zu sterben. Und für alle, die jetzt schon hochbetagt, schwerstkrank oder aus anderen Gründen immungeschwächt sind, ist Covid-19 akut eine Gefahr und der Hinweis auf Prävention verspätet. All diese Menschen brauchen Hilfe, und ich bin froh, dass danach gesucht wird.

Aber wenn es dann lebensbedrohlich wird: In der Debatte über Corona klang es bisweilen so, als sei für jeden mit Covid-19, egal, wie krank und alt er vorher schon war, ein Platz an der Beatmungsmaschine erstrebenswert. Als wäre klar, dass man den Tod immer so lang wie nur irgend möglich „verhindern“ müsste – während es doch tatsächlich oft um ein Hinsuszögern geht.

Natürlich, ich bin erst 43 Jahre alt, habe keine Vorerkrankungen und damit gut reden, wenn es um den Tod geht. Aber auch für mich ist das Sterben irgendwann dran.

Ich würde gern in einer Gesellschaft leben, in der ich von anderen lernen kann, wie es geht: ins Sterben einwilligen, den Tod akzeptieren. Als eine Grenze, die das Leben überhaupt erst lebenswert macht.

Was ein Palliativmediziner neulich in der „Ostsee-Zeitung“ ausgesprochen hat, fand ich mutig und ermutigend: Ein Hochbetagter in einem Pflegeheim könne überlegen, ob er wirklich in die Klinik wolle, wenn er jetzt lebensbedrohlich an Covid-19 oder etwas anderem erkrankte. Wegen der Ansteckungsgefahr darf derzeit kein Patient im Krankenhaus Besuch empfangen. Wer sich schwer krank einliefern lässt, liegt schlimmstenfalls isoliert auf der Intensivstation, umgeben von Pflegepersonal, aber ohne Besuch von seinen Liebstem.

Könnte es da im Einzelfall nicht erstrebenswerter sein, zu Hause oder im Heim zu bleiben, sich von Palliativmediziner und vielleicht sogar von Angehörigen in den Tod begleiten zu lassen?

Mit Opioiden lassen sich bei Covid-19 Atemnot und Ängste nehmen, sagen Experten. Gleichzeitig sei der Mensch anders als an der Beatmungsmaschine bei Bewusstsein und in der Lage zu reden.

Grundsätzlich gilt: Wo es Menschen gelingt, in ihr Sterben einzuwilligen, können sie ihre letzte Lebensphase bewusst gestalten und manchmal sogar auskosten; das erzählen Hospiz- und Palliativmediziner seit Jahrzehnten jedem, der es hören will. Ich wünsche mir, dass ihnen noch mehr Menschen zuhören. Dass wir öfter als bisher überlegen: Wie können wir als Einzelne erst alles tun, um uns gesund zu erhalten? Und dann den Punkt erkennen, an dem es klug ist loszulassen.



Sybille Marx ist Redakteurin unserer Zeitung und systemischer Coach. Foto: privat

LESERBRIEFE

Zum Leserbrief „Sprachlich totgeschwiegen“, Ausgabe 13, Seite 2, schreibt Ruth Möller, Glückstadt: Ärgerlich!

Ich finde es ausgesprochen ärglich, von militanten Frauenrechtlerinnen genötigt zu werden, mit der angehängten weiblichen Form auf „innen“ unsere Sprache verhunzen zu sollen! Auch langweilt es mich ungemein, geschriebene Texte mit dem ideologischen Füllwort aufgebläht zu sehen sowie dauernd abwarten zu müssen, bis Redner den eingeforderten Zusatz brav mit abgehaspelt haben!

Zum selben Thema schreibt Dr. Anemone Bututh, Schortens:

Unnötig!

Stellungnehmend zum Leserbrief von Frau Gutowski-Krüger möchte ich anmerken, wie bedauerlich es ist, dass diese unangenehme Diskussion über die „korrekte“ Bezeichnung von Berufen oder Berufsgruppen Einzug in die Kirchenzeitung gehalten hat. Gerade eine sich in der Sprachwirkung Auskennende wie die Leserbriefschreiberin sollte erfassen, dass ein gebetsmühlenartiges Wiederholen von Berufsbezeichnungen in der männlichen, weiblichen und möglicherweise diversen Form den Sprachfluss empfindlich stört, den Sinn und die Kraft eines Satzes im Nichts verpuffen lässt und mitunter für unfreiwillige Komik sorgt. Die Bezeichnung für Menschen eines Berufsstandes oder anderer Gruppen beinhaltet nach normalem Sprachverständnis und gesundem Menschenverstand selbstverständlich alle Geschlechter. Wer sich dort erheben Hauptes nicht integriert fühlt, hat kein Problem mit der Wortwahl, sondern seinem Selbstverständnis und seinem Selbstbewusstsein als Frau. Und das kann man durch Sprache nicht beheben. Lassen Sie sich nicht beirren! Schreiben Sie weiter!

Nur dies eine noch zur Sache Sprache und Bilder. Wer dächte nicht beim Lehrer an seine grundlegende Volksschullehrerin und seine blitzgescheite Studienrätin,

wer beim Mitschüler nicht an seine schöne und fürsorgliche und durchsetzungsstarke Klassenlehrerin. So viel zu Bildern und Sprache.

Wir freuen uns über Leserbriefe, behalten uns aber bei Abdruck sinnwahrende Kürzungen vor. Per E-Mail an: leserbrieft@kirchenzeitung-mv.de

STELLENANGEBOT

Die Ev.-Luth. Kirchengemeinde Klütz-Bollenhagen-Bössow im Kirchenkreis Mecklenburg schreibt eine unbefristete Stelle für
Gemeindepädagogik (w/m/d)
aus; sie ist zum nächst möglichen Zeitpunkt zu besetzen.
Die Stelle umfasst je 50% gemeindepädagogische Aufgaben und 50% für die Arbeit mit Urlaubern. Sie ist geeignet für Bewerber/innen mit Fachschulabschluss bzw. für Diakon/innen. Es gelten die tariflichen Bestimmungen der KA-VO-MP. Weitere Informationen finden Sie auf den üblichen Portalen.
Die Orte der Kirchengemeinde liegen in der Tourismusregion Nordwestmecklenburg an der Ostsee zwischen Wismar und Lübeck. Wir freuen uns auf eine kontaktfreudige Persönlichkeit, die selbstständig arbeitet und das Evangelium in die Lebenswelt kirchlich zumeist unerfahrener Menschen überweist. Musikalische Fähigkeiten sind wünschenswert; Führerschein und eigener PKW sind notwendig. Bei der Suche nach einer geeigneten Wohnung sind wir gern behilflich. Herzlich willkommen!
Ihre Bewerbung senden Sie bitte bis zum 15. Juni 2020 an:
Ev.-Luth. Kirchengemeinde Klütz-Bollenhagen-Bössow
Predigerstraße 8, 23948 Klütz
fon: 038 825-222 74, e-mail: kluetz@elkm.de
www.unsere-kirchengemeinde-imkluetzerWinkel.de



MYSTIKER DER INNERE WEG ZU GOTT

Gott suchen und finden, Gott spüren und leben – das ist die Mystik. In 52 Teilen stellen wir Ihnen bedeutende Mystiker und ihre Wege vor. Diese Woche: Jörg Zink.

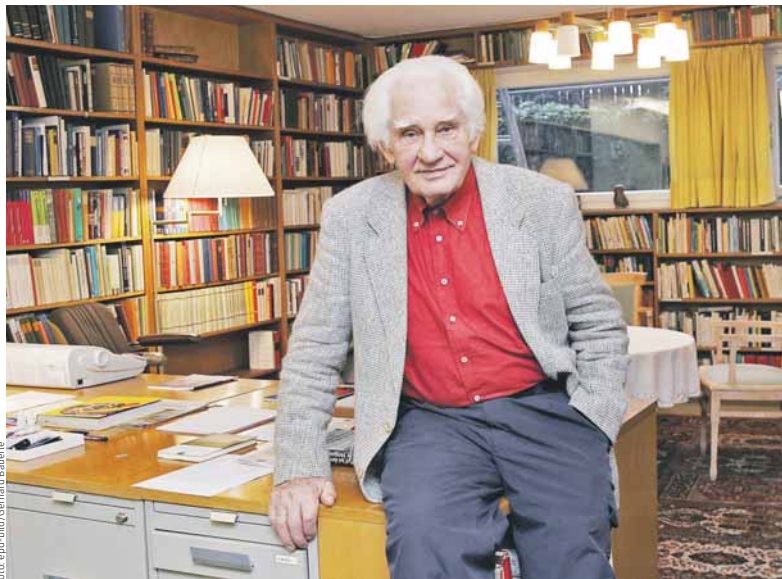
Bibelübersetzer, Filmemacher, Fernsehprediger, Bestsellerautor, Umweltaktivist, Familienvater – und Mystiker jenseits konfessioneller Schubladen. Jörg Zinks Leben und Werk erzählt in großen und kleinen Bildern von der Liebe Gottes zu den Menschen.

Von Marion Küstenmacher
Blickt man auf Jörg Zinks 93 Lebensjahre, so reihen sich Superlative auf wie eine goldene Schnur. 21 Millionen verkaufte Bücher inklusive einer legendären Bibelübersetzung, unzählige Rundfunkandachten, Gründung einer Jugendfarm, 40 Dokumentarfilme, 100-facher Sprecher des Wortes zum Sonntag in der ARD, Liederdichter, legendäre Bibelarbeiten bei Kirchentagen, Ehrenprofessur. Er, der unzähligen Menschen zum Wegweiser wurde und dem Protestantismus den Weg zur Mystik neu erschlossen hat, sagte von sich: „Nach meinem Weg habe ich lange gesucht.“ Dieser lange Weg mit Gott atmete von Anfang an den Geist der Mystik.

Geboren 1922, ist er mit drei Jahren Vollwaise, wächst bei der Stiefmutter auf. Ein eigenwilliges Kind, das seine Freiheit braucht und viel Zeit allein in der Natur verbringt. Dort spricht er mit den Tieren, macht seine ersten mystischen Erfahrungen.

Einmal sitzt der Achtjährige auf einem Felsen und schaut über den Waldhang, als es ihn plötzlich trifft: „Vor meinen Augen lösten sich die Bäume und Berge und die wenigen Häuser auf. Alles wurde durchscheinend, als wäre es aus Glas. Die Bäume verloren ihre Dichte und Konturen und wurden, als wären sie aus Licht. So ist das also, durchführbar ist mich. Alles ist nur Vordergrund. Dahinter ist alles Licht! Unsere ganze sichtbare Welt tut nur so, als sei sie da! In Wirklichkeit fängt, was wichtig ist, erst dahinter an!“

Sein Leben lang hat Zink daran festgehalten, „dass hinter dieser Welt mit all ihren Dunkelheiten ein Licht ist. Dass dort der Ursprung von allem ist.“ Die „mystische Welt meiner Kinderjahre“, notiert er mit 83, „ist durch viele Wandlungen gegangen“. Als blutjunger Pilot schreibt er 1943 aus der Kriegshölle nach Hause: „Wenn



2007 besuchte ein Fotograf Jörg Zink in seinem Haus in Stuttgart-Möhringen.

das Christentum nicht seinen mystischen Hintergrund wiederentdeckt, dann hat es uns nichts mehr zu sagen.“ Das war lange vor Karl Rahners berühmtem Satz vom Christen der Zukunft als Mystiker. Damals findet Zink bei Mystikern wie Meister Eckhart, Nikolaus von Kues oder Johannes vom Kreuz „Worte, die wie Grundwasser an meine Wurzeln kamen“. Bei einem Flug sieht er einen kreisrunden Regenbogen, der ihm zum Symbol wird für die Einheit für Gott und Welt, Geist und Materie: „Denn was wir halb sehen, muss nicht halb sein. Die Welt ist nichts Halbes. Sie ist nicht teilbar.“

Wenn feindliche Worte in die Donau fallen

Das erinnert an den Regenbogen als „Herz Gottes“ bei Jakob Böhme oder den „vollendeten Regenbogen“ von William Blake, der uns „über das finstere Meer von Raum und Zeit erhebt“. Zink erfährt sich „nirgendwo und überall“, in einem „Land jenseits aller Ferne und Nähe“, ein spontanes Her-aus-treten aus Raum und Zeit, wie es die Mystiker kennen.

Mitten im Krieg werden zwei „Feinde“, ein farbiger Amerikaner und ein „schmaler Franzose“, für

Zink zu Ikonen des Göttlichen in uns, die ihn für immer verändern. Während er durch einen US-Flieger abgeschossen wird, blickt er ins Gesicht des Piloten, bevor dessen Flugzeug selbst explodiert. Zink stürzt ins Meer und taucht auf mit dem Wissen, dass dieser „Feind“ nichts anderes war als ein Mensch in Gott, der genauso auch sein Freund hätte sein können.

Eine Christusgestalt begegnet ihm in einem zum Tode verurteilten Franzosen, der aufrecht, still und gesammelt ein Kreuz über seinem Blechnapf schlägt. Diese schlichte Geste atmet für Zink den unauslöschlichen Geist Gottes, wie er in Jesus lebendig war.

Es sind die Mystiker, die es aushalten, Christus in ihren Feinden zu begegnen. Hier liegen die Wurzeln für Zinks lebenslange Liebe zu Jesus und sein späteres politisches Friedensengagement. Denn Feindesliebe gelingt nur, wenn man wie Jesus keine Grenze mehr zieht zwischen sich und dem Fremden oder anderen. Dann tritt Christus als „Meister, Friedensstifter, Liebender, Bruder“ in uns ein.

Nach dem Krieg studiert Zink Theologie, heiratet, promoviert über den Kompromiss als ethischen Akt. Ökumene und interreligiöser Dialog sind ihm früh selbstverständlich. Oft sitzt er zwischen allen Stühlen, wird angefeindet. Er verabscheut Dogmatismus, konfessionelle Streiterei und

stellt fest: „Der Konfessiongott ist ein Götz, dem zu viel geopfert wird.“

Zink schreibt gegen die „spirituelle Hungerkatastrophe“ der Moderne an, ist seiner Zeit voraus. Er wünscht sich eine Kirche, die als „Wirtshaus am Weg“ jeden zu Jesu Gastmahl einlädt. Zinks Rolle ist der „Gastwirt“, der Menschen von heute mit guter spiritueller Kost versorgt. Er weiß aber: „Wer im Namen dieses Christus etwas tun will, muss eine Arbeit tun, die es wert ist, dass er hinter ihr vergessen wird.“

Einmal fasst Zink zwei entscheidende Weisungen Jesu für sich zusammen:

1. Mach dich weiter, als du bist. Liebe den Gegner, bis es niemanden mehr gibt, den du nicht lieben kannst.

2. Lebe unten, setz dich auf den letzten Platz und liebe, das genügt.

Christsein ist für ihn ein innerer Weg des Leerwerdens. Den er auf den Spuren Jesu auch äußerlich in Israel nachgeht, wo es ihn in die Wüste zieht: „Die Wüsten waren durch lange Jahre meine große Liebe.“ In ihrer „Unmittelbarkeit“ weitet sich seine Seele, lernt er meditieren.

Zink hat intuitiv so manche kontemplative Alltagsübung für sich entwickelt. So schwieg er manchmal einen halben oder ganzen Tag lang, um sich die innere Stille zu bewahren und „Gottes Atmosphäre zu atmen“. Dem Augenmensch, Vielräumer und Filmemacher fällt das Imaginieren leicht. Wenn er kritisiert oder angegriffen wird, stellt er sich in Gedanken auf eine Donaubrücke, die ihm seit Kindheit vertraut ist. Dann lässt



30 Jahre zuvor, 1987, war Zink bereits berühmt. Hier signiert er Bücher.

er alle feindlichen Worte wie Klötzchen ins Wasser fallen. Mit ihrem Davonschwimmen verschwinden auch Rechthabenwollen und Kränkung, und sein Herz wird wieder leicht.

Im Alter sagt der Virtuose der bildreich-klaaren Sprache schlicht: „Ich bete heute nicht nur mit Worten, sondern mit jedem Atemzug... Es gibt eine große Selbstverständlichkeit, in der alles klar und fraglos ist, ein Ruhen in Gott in großer Gelassenheit... da ist Frieden, Einvernehmen mit allem, was ist, und mit dem, der in allem ist. Ich möchte nicht von Erleuchtung reden, obwohl alles wie in einem großen Licht steht. Ich möchte auch nicht von Vereinigung mit Gott reden, obwohl nichts mehr zwischen mir und dem unendlich nahen Gott ist. Ich möchte auch nicht von Versinken in Gott reden, obwohl es im Grunde genau dies ist.“

„Die goldene Schnur. Anleitung zu einem inneren Weg“ heißt eines seiner großartigen Bücher zur Mystik. Zink ist ihr bis zu seinem Tod im Jahr 2016 gefolgt, hat sich immer neu von Gott wandeln lassen und wusste doch stets: „Du gehst in dich hinein und bist mitten in ihm.“

STECKBRIEF

JÖRG ZINK kam am 22. November 1922 als jüngster von drei Söhnen auf dem „Habershof“ im Spessart zur Welt. 1925/26 starben seine Eltern. Jörg Zink verbrachte die Kindheit bei Ulm und auf der Schwäbischen Alb. Im Krieg diente er bei der Luftwaffe. Nach Ende der US-Kriegsgefangenschaft studierte er Theologie und Philosophie in Tübingen. Als Buchautor, Fernsehprediger, Friedensaktivist und Kirchentags-Idol wurde er zum Wegbereiter einer neuen, protestantischen Mystik. Zink starb am 9. September 2016.

QUELLE UND IMPULS

ICH BRAUCHE NICHT aufzuzählen, was mir fehlt, ich brauche dich nicht zu erinnern oder dir zu sagen, was in dieser Welt geschieht und wozu wir deine Hilfe brauchen.

MICH BEGLEITET JÖRG ZINKS BUCH „Wie wir beten können“ seit Jahrzehnten. Es ist eine Anleitung, mich selbst in Gott zu finden.

VERSUCHEN SIE ES EINMAL, vielleicht an einem guten Ort im Haus oder einem Ort in der Natur. Lassen Sie sich bequem nieder, in wacher Haltung. Lesen Sie diese Worte und vollziehen innerlich mit, was sie sagen.

VOR DIESEM GROSSEN „DU“ muss ich mich nicht verstellen. Nach und nach werde ich so selbst gewahr,

In dir sein, Herr, das ist alles.

Das ist das Ganze, das Vollkommene, das Heilende. Die leiblichen Augen schließen, die Augen des Herzens öffnen und eintauchen in deine Gegenwart.

Ich hole mich aus aller Zerstreutheit zusammen und vertraue mich dir an. Ich lege mich in dich hinein wie in eine große Hand.

Ich brauche nicht zu reden, damit du mich hörst.

Jörg Zink

was gerade mit mir ist. Vielleicht ist da eine Sorge, schon bekannt oder noch unbekannt... eine Sorge um mich, eine Sorge um andere, um die Welt... Ich empfinde sie, getragen von dieser „Hand“, die mich und alles trägt. So wie ich bin, mit den Sorgen und mit meiner Freude, bin ich getragen.

VIELLEICHT ENTSTEHT DABEI diese tiefe Verbindung von mir zum anderen, zu allem, was lebt, und wieder zurück. Diese tiefe Verbindung in Gott, die mich spüren lässt, wie ich handeln kann, um dieser Verbindung Ausdruck zu verleihen. Vielleicht kann ich einfach nur durchatmen – und fühle mich eingebettet.



Im Arbeitszimmer des Theologen. Etwa 300 Veröffentlichungen gibt es von Zink.



Gegen Durchhalteparolen: Dieser junge Flakhefner wurde zum Sinnbild einer betrogenen Generation.

STICHWORT

Am 8. Mai 1945 kapitulierte das „Dritte Reich“ mit seiner Wehrmachtsführung. Damit **endete der Zweite Weltkrieg in Europa und Afrika**. Lange war dieses Datum in seiner Deutung in der deutschen Geschichtsschreibung hochumstritten. In der DDR seit jeher „Tag der Befreiung vom Faschismus“ und politischer Feiertag, so galt es in etlichen Kreisen der alten Bundesrepublik als „Tag der Niederlage“. Erst Bundespräsident Richard von Weizsäcker wagte 1985 offiziell die Neudeutung als Befreiung. *tb*

Zwangsräumung am 8. Mai

Neuer Druck nach Atempause



Flüchtlingstreck mit Kindern: Auch im Westen Deutschlands gab es lange keine Ruhe.

Alle Schrecken sind relativ. Auch die, die als Kinder vor Flucht und Vertreibung bewahrt wurden, haben für sie Schweres und Prägendes durchgemacht. Davon erzählt aus einem niedersächsischen Dorf der Pastorensohn Hans-Martin Sturhan.

Das Kriegsende kam für unser Dorf Meerbeck bei Stadthagen am 8. April 1945 mit dem Einzug der Amerikaner, denen bald Engländer folgten. Keine Tiefflieger mehr, das Leben normalisierte sich. Dann kam am Nachmittag des 6. Mai die Meldung, dass unser Dorf, mit damals 750 Einwohnern und Flüchtlingen, geräumt werden sollte. Versuche, dieses Unheil abzuwenden, scheiterten.

So wurde für uns der 8. Mai 1945 nicht der Tag der Befreiung, sondern der Zwangsräumung. Verwandte, Freunde, Menschen aus den Nachbarländern boten Quartiere und Hilfe an. Bauern kamen mit Pferdewagen, Schüller aus der Stadt. Es sollte ja alles abtransportiert werden: Möbel, Fahrzeuge, Vorräte, Vieh, Kirchenbücher und -geräte, Stühle des großen Gemeindesaales, und das alles bis zum 9. Mai um 9 Uhr. Und es gelang! Ein Wunder!

Bald zogen bis zu 2000 Russen ein, ab Juli Italiener. Wege durch den Ort oder Friedhof waren gefährlich. Es gab Prügeleien, Diebstähle, Raubüberfälle und natürlich Schäden an den besetzten Häusern. Ich habe als 15-Jähriger oft nachts mit Älteren Wache geschoben, um Schlimmeres zu verhindern. Mein Vater musste als Pastor Gottesdienst auf Bauerndielen halten.

Ab September kamen dann Menschen aus den Baltenstaaten. Wir durften die Kirche wieder benutzen, aber die Zeiten diktierte ein lettischer Pastor. In unserem Pfarrhaus residierte ein Gymnasium aus Riga, im Gemeindesaal das Nationaltheater Riga mit bedeutenden Aufführungen. Endlich im September 1948 wurde Meerbeck wieder frei. Die Reparaturen dauerten noch lange.

Mein Vater, der der Bekennenden Kirche angehörte und von der Gestapo während der Hitlerzeit bespitzelt wurde, hat nie verstanden, weshalb gerade sein Kirchdorf zum Lager werden musste.

Der „Handschlag von Torgau“

Für Joseph Polowsky wurde der Friede zur Lebensmission

Sie würden sich für Frieden einsetzen, schworen sowjetische und US-Soldaten einander, als sie sich Ende des Zweiten Weltkriegs an der Elbe begegneten. So erzählte es Joseph Polowsky, einer von ihnen. Ein Leben lang kämpfte er für Völkerverständigung.

Von Dirk Baas

Torgau. Ein symbolischer Handschlag zielt in feinen dunklen Linien den grauen Grabstein von Joseph „Joe“ Polowsky auf dem evangelischen Friedhof im nord-sächsischen Torgau. Darunter steht: „Teilnehmer an dem von den USA und der UdSSR geleiteten Schwur während des Zweiten Weltkrieges am 25. April an der Elbe in der Nähe von Torgau“. Damals trafen sowjetische und US-Soldaten kurz vor Kriegsende erstmals auf deutschem Boden aufeinander, es war auch ein Symbol für die Unterwerfung Hitlerdeutschlands. Schriftliche Belege für einen „Schwur“ gibt es nicht, aber Erinnerungen von Zeitzeugen.

„Wir versprachen einander, dass die Nationen der Erde in Frieden leben sollten und müssten“, so hat Joe Polowsky es beschrieben. Für ihn wurde dieses Versprechen zur lebenslangen Mission. Der US-Infanterist Polowsky, Nachkomme jüdischer Emigranten aus der Ukraine, war am 25. April 1945 in einem US-Spähtrupp, der feststellen sollte, ob sich im Raum an der Mulde noch deutsche Einheiten aufhielten. Die Patrouille unter Leut-

nant Albert Kotzebue überquerte mit einem Segelboot die Elbe und landete bei Lorenzkirch, wie Historiker Uwe Niedersen beschreibt. Gegen Mittag trafen sie dann auf die ersten sowjetischen Soldaten, die von Osten kamen, angeführt von Oberleutnant Alexander Gordejew.

Antiamerikanische Umtriebe als Vorwurf

„Menschen aus zwei unterschiedlichen Welten, die praktisch nichts voneinander wussten, trafen aufeinander“, beschrieb US-Botschafter John B. Emerson die Begegnung vor fünf Jahren beim jährlichen „Elbe Day“ in Torgau. „Informelle Toasts auf den Sieg, die Freundschaft, auf Frieden und Glück wurden in einer unbekannteren Sprache ausgebracht und trotzdem von allen verstanden.“ Und Zeitzeuge Leonid Wolodarski erinnerte sich später: „Der Souvenirtausch führte dazu, dass wir gar keine Knöpfe mit Stern mehr an unseren Hemden hatten. Wir tauschten Uhren, Embleme und Abzeichen.“

Dann soll es spontan zum „Schwur an der Elbe“ gekommen sein. „Wir waren Soldaten und keine Diplomaten. Und einen schriftlichen Text haben wir nicht zusammengestellt. Die Begegnung verlief unter Kampfbedingungen“, erinnerte sich Alexander Olschanski, der einst ebenfalls dabei war.

Alles „vollzog sich vor einem Leichenfeld deutscher Frauen, Kinder und alter Menschen, die am Elbeübergang Opfer eines irrtümlichen Beschusses russischer Artillerie geworden waren“, berichtet der 2018 gestorbene Torgauer und Buchautor Günter Schöne. Man entschied, dass die grauenhafte Szenerie nicht geeignet sei für Aufnahmen, die die historische Begegnung für immer festhalten sollten. Deshalb wurden am nächsten Tag in Torgau Fotos mit anderen Soldaten nachgestellt. Sie kletterten von beiden Seiten über die zerstörte Elbebrücke und reichten einander symbolisch die Hände – Bilder, die um die Welt gingen.

Joe Polowsky kehrte 1946 in die USA zurück und widmete sich fortan dem Kampf für Frieden und Versöhnung. 1960 und 1961 kam er nach Torgau zurück, ein weiterer Besuch 1965 scheiterte, weil er kein Visum erhielt. Er arbeitete als Taxifahrer in Chicago. Jedes Jahr verteilte er dort auf der Michigan-Avenue-Bridge zum Gedenken an die Elbe-Begegnung Flugblätter und sammelte Spenden, zuletzt in seinem Todesjahr 1983.

Doch die Temperaturen im Kalten Krieg sanken zunehmend – und Polowskys Einsatz für den Frieden kam in seiner Heimat schlecht an. Einige hielten ihn für verrückt, man bezichtigte ihn anti-amerikanischer Umtriebe und sah in ihm gar einen verkappten Kommunisten. Offener für seine Friedensbemühungen zeigte sich die



Grabstein von Joseph „Joe“ Polowsky auf dem ev

sozialistische Welt: Polowsky war zu Gast im Kreml, und auch DDR-Staatschef Walter Ulbricht empfing den Aktivisten 1961 bei einem seiner Besuche in Torgau.

Polowsky starb im Oktober 1983 an Krebs. Sein Wunsch: in Torgau beerdigt zu werden, hinter dem Eisernen Vorhang. Das sorgte für einige diplomatische Verrenkungen. Erich Honecker, erster Mann im DDR-Staat, gab persönlich seine Einwilligung. Der US-Buchhändler und Friedensaktivist LeRoy Wolins finanzierte die Überführung von Polowskys Leichnam.

Er wurde am 26. November 1983 in Torgau bestattet – flankiert von amerikanischen und sowjeti-

Von Ostpreußen

Einer von Millionen: Siegfried Fischer aus Schwerin

15 Millionen Deutsche vor allem im Osten und Südosten des Reiches trugen durch Flucht und Vertreibung einen großen Teil der Kriegsschuld des ganzen Volkes. Unter ihnen war auch der kleine Siegfried Fischer. Er erzählt.

1944 kehrte der Krieg nach Ostpreußen zurück, wo jener 1941 mit den Angriff auf die Sowjetunion begonnen hatte. Von 1941 bis 43 gab es nur wenige Kriegshandlungen in Ostpreußen, sodass auch luftkriegsgefährdete Berliner dorthin kamen wie meine Tante Meta. Anglo-amerikanische Luftangriffe trafen zunächst die Großstädte im Reich, später griffen die alliierten Streitkräfte auch den Norden Ostpreußens an. Tieffliegerangriffe wurden zur ernststen Bedrohung für die Bevölkerung.

Die Rote Armee stand im August 1944 an den Grenzen zum Reich, eine Evakuierung der Bevölkerung wurde eingeleitet, woraufhin wir mit dem Zug von Ragnit an der Memel nach Allenstein im Süden Ostpreußens umsiedelten. Hier wurden die vielen Flüchtlinge bei verschiedenen Familien untergebracht. Da abzusehen war, dass wir dort auf Dauer nicht sicher waren, hatte mein Vater Franz Fischer mit seinem Bruder vereinbart, unsere Familie bei ihm, in Küstrin an der Oder, unterzubringen. So führen wir – meine Mutter und ich – mit dem Schnellzug von Allenstein nach Küstrin.



Wohl denen, die wenigstens ab und zu eine warme Mahlzeit ergattern konnten.

Foto: Sammlung Fischer

Wir wohnten in dem kleinen Vorort Warnick, am Ufer der Warthe. Hier ging ich bis Januar 1945 in die Schule, besuchte die 5. Klasse und lernte zum Beispiel brandenburgische Heimatkunde. Wir Kinder bekamen oft sowjetische Soldaten als Kriegsgefangene zu Gesicht, denen wir manchmal Brot zusteckten. Die Gefangenen bedankten sich mit selbstgebasteltem Holzspielzeug.

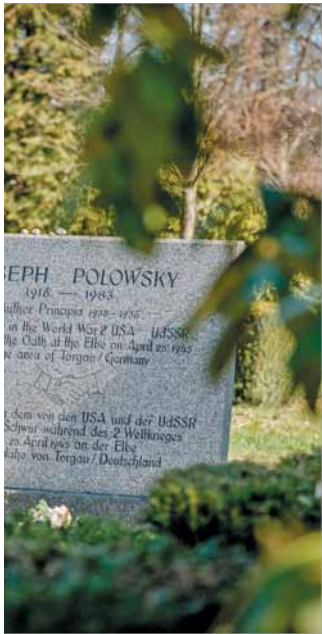
1944 wurde mein Vater zum Eisenbahndienst in den besetzten östlichen Gebieten abgeordnet, das war kurz nach seiner Silberhochzeit in seinem 50. Lebensjahr. Er war als Fahrdienstleiter in

Baranowitschi und Wolkowischk – in Weißrussland – tätig. Hier entkam er beim Rückzug der Deutschen nur knapp einer Kriegsgefangenschaft. 1945 wurde er noch zum Volkssturm eingezogen und kämpfte bei letzten Kriegshandlungen westlich von Königsberg. In Pillau erreichte er eines der letzten deutschen Schiffe, das ihn schließlich nach Swinemünde auf Usedom brachte. Das Kriegsende erlebte er wieder als Eisenbahner tätig in Schwerin ...

Die sowjetischen Truppen näherten sich Küstrin, schneller als von uns erwartet. Am 30. Januar 1945 waren die ersten sowjeti-

schen Panzerspitzen in Küstrin. Unsere beabsichtigte Flucht nach Berlin war abgeschnitten. Durch die allgemeine Unruhe brach ein Chaos aus.

Am 31. Januar 1945 rückte sowjetische Infanterie kämpfend in Warnick ein. Die Rote Armee kam über den Warthedamm und nicht über die Landstraße, wo sie von deutschen Truppenverbänden erwartet wurde. Die Front verlagerte sich in Richtung Oder. Jene Nacht war furchtbar, wir saßen im Luftschutzkeller, über uns tobte ein erbitterter Kampf der Infanterie. Da habe ich beten gelernt, denn man konnte nur noch beten ...



vangelischen Friedhof von Torgau.



Denkmal der Begegnung in Torgau an der Elbe. Fotos (2): epd-bild/Jens Schulze



Günther Schöne, Delbert E. Philpott, Uwe Niedersen (Hg.): Down by the Riverside. Die Botschaft von der Elbe 1945 - 1995.

Thom Verlag Leipzig 1995
ISBN 11234567878.

schen Soldaten, die Kränze niederlegten, wie Fotos belegen. Mehrere Hundert Zaungäste verfolgten das Geschehen, das zum internationalen Medienereignis wurde. Das Grab wird bis heute von der Stadt Torgau gepflegt. Tochter Irene Polowsky sagte bei einem Besuch am Grab 1993: „Es tröstet mich und meine Familie, dass er in dem geliebten Boden ruht, an den er vor vielen Jahren sein Herz verlor.“ „Es war die Einmischung des kleinen Mannes in die große Politik und dabei die Ignorierung der geschaffenen ideologischen Gräben“, schrieb Günther Schöne über Joe Polowskys Ansinnen. Mit Blick auf das Politikum der Bestattung habe die Welt registriert, „dass ein kleiner Taxifahrer die Politiker in die Pflicht nehmen kann“.

Kriegsende im Lazarett

Zwischen Koma und Goldfasan

Es gibt nicht mehr viele von der Generation, die als Soldaten im zweiten Weltkrieg kämpfen mussten. Einer von ihnen ist Oberkirchenrat i.R. Johannes Hasselhorn, der in Hermannsburg lebt. Er erinnert sich.

Es ist der 8. Mai 1945 in einem Kriegslazarett im nördlichen Dänemark. Ich weiß nicht, wie lange ich hier liege, als ich erwache – man sagt mir: seit vier Tagen. Ohne ein Lebenszeichen, außer blutenden Wunden.

Am 4. Mai war nach einem letzten Gefecht gegen über 200 englische Flugzeuge auch unser Schiff untergegangen. Von 185 Mann Besatzung waren 63 tot, erfuhr ich später. Nach dem Untergang konnte ich mich noch im Wasser schwimmend am Tau einer Rettungsinsel festhalten, etwa drei Stunden, bis uns ein Vorpostenboot aufnahm.

Neben mir lag ein Matrose, mit dem ich am 14. Dezember 1944 schon einmal untergegangen war, vor Kirkenes. Er hatte zu viel Wasser geschluckt. Ich wollte ihm helfen, konnte aber kein Glied mehr bewegen. So starb er neben mir. Dann schwanden mir die Sinne.

Bis zum 8. Mai war ich bewusstlos. Dann hörte ich Stimmen, Stöhnen, Fluchen. Wo war ich? Als ich die Augen öffnete, beugte sich ein Arzt über mich mit den Worten „Endlich sind Sie wieder da!“ Ich schaute mich um. Ich lag im dritten Stockwerkbett, neben der Tür. Im Raum waren wir etwa 40 schwer verwundete Soldaten.

Gegen Mittag betritt ein Offizier den Raum, mit Stahlhelm auf, umgeschallt und gibt bekannt: „Der Krieg ist aus. Adolf Hitler tot.“ Zunächst ist es totenstill im Raum. Jeder denkt: Wir dürfen nach Hause! Langsam leben Gespräche – und das Stöhnen – wieder auf.

Am Fußende meines Bettes liegen mein zersehrenes Bordjackett und meine Bibel. Die Kameraden haben mich gefunden und mir die Bibel gebracht. Plötzlich durchdringt den Raum ein Schrei. Er gilt dem Offizier: „Du lügst, der Führer lebt und wird siegen!“ Der Schrei kam von der anderen Seite der Tür. Ein Einzelbett, sogar mit Hocker. Auf dem lag die goldene Fantasieuniform eines „Goldfasans“, wie wir sie nannten. Das waren knallharte, ungebildete Nazis, die der kämpfenden Truppe einzuwimmern hatten: „Der Führer siegt!“ Aus dem ganzen Raum wurde der Schreier mit Schimpf und Schande übergossen.

Auch zu uns an Bord waren die „Goldfasane“ einst gekommen. Mir als jüngstem Wachoffizier blieb dann jeweils die Aufgabe, sie so mit Alkohol abzufüllen, dass wir sie im nächsten Hafen als „Schnapsleichen“ an Land legen konnten. Ein solcher verwundeter „Goldfasan“ schrie den Offizier an und ermetete erbitterten Widerspruch. Aber das störte ihn überhaupt nicht. Sein Schreien wurde nach Stunden immer leiser. Endlich war er still. Am Abend wurde der tote „Goldfasan“ aus dem Zimmer getragen. Er hatte sich noch am 8. Mai 1945 für seinen Führer zu Tode geschrien.

Kinderhymne von Bertolt Brecht (1953)

Anmut sparet nicht noch Mühe,
Leidenschaft nicht noch Verstand,
dass ein gutes Deutschland blühe,
wie ein andres gutes Land.
Dass die Völker nicht erleichen
wie vor einer Räuberin,
sondern ihre Hände reichen
uns wie andern Völkern hin.
Und nicht über und nicht unter
andern Völkern wolln wir sein,
von der See bis zu den Alpen,
von der Oder bis zum Rhein.



Die Zerstörung Würzburgs im März 1945 wie vorher Dresden war rein psychologische Kriegsführung.

DER SCHWUR VOM 25. APRIL 1945 AN DER ELBE LIESS IHN NIEMALS LOS

Joseph Polowsky war der jüngste Sohn jüdischer Emigranten aus der Nähe von Kiew in der Ukraine, die das Land in der Zarenzeit verlassen hatten. Er studierte Philosophie, Politologie und Botanik in Chicago, wurde 1942 im Alter von 26 Jahren zum Militär eingezogen – kurz zuvor waren die USA in den Zweiten Weltkrieg eingetreten. Am 24. April 1945 gehörte er zu jenem Spähtrupp aus 28 Männern, der als erster an der Elbe bei Lorenzkirch auf sowjetische Truppen stieß. Dabei kam es laut Polowsky zum „Schwur an der Elbe“, in dem sich die Soldaten ver-

sprachen, alles zu tun, um einen neuen Krieg zu verhindern. 1946 kehrte er in die Heimat zurück, setzte sich fortan beharrlich für die amerikanisch-sowjetische Freundschaft und den Frieden ein. Polowsky veröffentlichte seinen bereits 1936 beendeten Text namens „Principia“, eine philosophische Abhandlung. Ab 1947 bemühte er sich bei den Vereinten Nationen, den 25. April zum Weltfriedenstag erklären zu lassen – jedoch ohne Erfolg. Sein Geld verdiente er als Taxifahrer. 1955 reiste er mit acht weiteren US-Kriegsveteranen nach Moskau,

später traf er im Kreml auch Staats- und Parteichef Nikita Chruschtschow. Auch nach Torgau kehrte er zwei Mal zurück. Zum Gedenken an die geschichtsträchtige Begegnung von 1945 an der Elbe hielt Polowsky alljährlich am 25. April auf der vielbefahrenen Michigan Avenue Bridge in Chicago eine Mahnwache ab. Er starb im Oktober 1983. In seinem Testament hatte er darum gebeten, in Torgau begraben zu werden. Reverend Coffin, Pastor der Riverside Church in New York, stellte seine Trauerrede passend zu Polowskys Lebensmotiv unter

einen Bibelvers des Propheten Micha (4, 3): „Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben und sie werden hinfür nicht mehr lernen, Krieg zu führen.“ Es war auch das Motto der DDR-Friedensbewegung. Posthum erreichte Polowsky noch eines seiner Ziele, wenn auch in kleinerem Rahmen: 1985 erklärten zum 40. Jahrestag der militärischen Begegnung an der Elbe 40 US-Gouverneure in ihren Staaten den 25. April zum „Elbe Day“ beziehungsweise „World-Peace-Day“.

nach Mecklenburg

erzählt von seiner Flucht in den Jahren 1944 und 1945

Für uns war die Nazidiktatur nach zwölf Jahren zu Ende. Am nächsten Morgen konnten wir aus dem Kampfgebiet, in einer Feuerpause, in Richtung Osten fliehen. Eine unserer Verwandten war in der Nacht von einer Handgranate getroffen und schwer verletzt worden. Sie verstarb einige Tage später, wegen unzureichender medizinischer Versorgung und Behandlung.

Unser gesamtes Hab und Gut ging verloren. Ein alter Beutel mit Urkunden, darunter Nachweise der arischen Abstammung, wie sie von Beamten gefordert wurden, war alles, was uns geblieben war. Das zum Überleben Notwendige, suchten wir in Küchen und Kellern verlassener Häuser. Mein ältester Cousin, damals 16 Jahre alt, wurde für lange Zeit in sowjetische Kriegsgefangenschaft verschleppt.

Unsere kleine Gruppe bestand dann nur noch aus einem kriegsbeschädigten Onkel, zwei Tanten, meiner Mutter und drei Kindern. In der Nähe von Vietz (Ostbrandenburg) konnten wir uns bei einer sowjetischen Versorgungseinheit in Hangelsberg, nützlich

machen. Sie gewährten uns Unterschlupf und gaben uns zu Essen. Handwerkliche Fähigkeiten waren gefragt: Bäcker und Schneiderin, die anderen mussten Kühe melken und hüten.

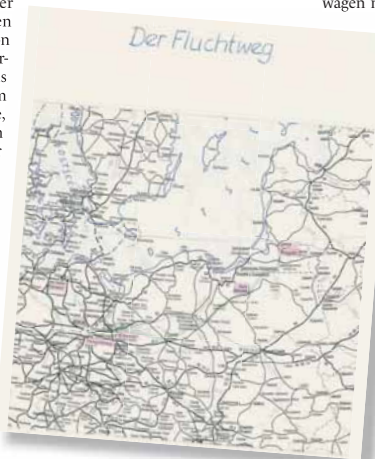
Aber es sollte noch weitere Übergriffe geben. Die deutsche Zivilbevölkerung war zu jener Zeit dem Willen der Sieger ausgesetzt. Peinigungen und Vergewaltigungen waren vielerorts an der Tagesordnung. Wir blieben glücklicherweise verschont, doch nicht jeder

wurde mit dieser Situation fertig. Später wurden zunehmend die Rechte der Deutschen beachtet, so wurde die Vergewaltigung Minderjähriger von der sowjetischen Truppenführung streng geahndet.

Im Sommer 1945 wurde das Land östlich der Oder Polen überlassen, das Vieh in die UdSSR verladen und die Versorgungseinheit nach Hangelsberg (Spree) westlich der Oder versetzt. Alte und Kinder konnten zum Teil auf Pferdewagen mitfahren. Meine jüngere Tante musste jedoch mit ihrem Kleinkind die Oder zu Fuß überqueren. Nach mehreren Tagen strapazenreichem Fußmarsch erreichte sie Berlin. Über ihre Adresse erfuhr mein Vater von unserem Aufenthaltsort.

In Hangelsberg wohnten wir mit Russen zusammen in einem Einfamilienhaus in der Nähe der Spreewiesen. Die Russen quartierten sich in den Wohnräumen ein, mein Onkel mit Familie im Keller und wir auf dem Dachboden.

Wir Kinder machten das Beste aus dieser schlimmen Zeit. Wir spielten den Tag über oder



Route einer Flucht: Ragnitz, Allenstein, Küstrin, Vietz, Hangelsberg, Schwerin. Foto: Siegfried Fischer

MELDUNGEN

Gelungener Oster-Flashmob

Potsdam/Parchim. Ein Aufruf in sozialen Medien zu einem „Stillen Flashmob“ am Ostersonntag wurde innerhalb einer Woche mehr als 100 000-mal geteilt. Wie Mitinitiator Cornelius Matutis aus Potsdam berichtet, ging es darum, am Ostermorgen um fünf Uhr morgens mit Kreide auf dem Gehweg den Ostergruß „Der Herr ist auferstanden“ aufzumalen. Ursprünglich stammt die Idee aus der mecklenburgischen Kreisstadt Parchim. Dort beteiligten sich Kirchen, Freikirchen und Landeskirchliche Gemeinschaften daran. *idea*

Nachfrage Suchtkrankenhilfe

Wuppertal. Angesichts der Corona-Pandemie zeichnet der evangelische Fachverband für Suchtkrankenhilfe Blaues Kreuz in Deutschland einen verstärkten Gesprächs- und Beratungsbedarf von Menschen, die von Sucht gefährdet oder betroffen sind. Aufgrund des Kontaktverbotes könnten etwa der Austausch in Selbsthilfegruppen und Gespräche in Beratungsstellen nicht mehr stattfinden, die Isolation schaffe viele Ängste. Einsamkeit, Langleweiligkeit und Unsicherheit begünstigen den Griff zur Flasche, den Klick zum Online-Casino oder den Konsum anderer Suchtmittel. Auch die Gefahr, nach Therapien in Suchtverhalten zurückzufallen, sei durch die jetzige Situation gestiegen. Das Blaue Kreuz in Deutschland unterhält 31 Beratungsstellen sowie mehr als 1050 Gruppen- und Vereinsangebote an mehr als 360 Standorten in Deutschland. Der Verband erreicht dadurch wöchentlich rund 20 000 Personen. *idea*

Bischofseinführung im Kleinen

Dresden. Der Gottesdienst zum Dienstantritt von Sachsens evangelischem Landesbischof Tobias Bilz (56) am 25. April wird wegen der Corona-Krise nur im kleinen Kreis gefeiert. Dafür überträgt der MDR den Gottesdienst live im Fernsehen. Die Einführung werde nicht auf einen anderen Termin verschoben, damit sie noch zum Dienstantritt passt, sagte Bilz. „Mir ist wichtig, dass dieser besondere Gottesdienst, vor allem die Ermutigung durch den Segen für meinen Dienst passiert.“ *epd*

Veränderungstempo erhöhen

EKD-Kirchen erwarten Kirchensteuerminus von 15 Prozent

Die Evangelische Kirche in Deutschland rechnet mit deutlich weniger Geld aufgrund der Corona-Pandemie. Wie die Krise selbst, werde das zu deutlichen Veränderungen führen, sagt der rheinische Präses Manfred Rekowski.

Von Ingo Lehnick

Düsseldorf. Die evangelischen Kirchen in Deutschland stellen sich wegen der Corona-Krise auf einen drastischen Rückgang der Kirchensteuereinnahmen in diesem Jahr ein. „Wir sind von den Auswirkungen ebenso betroffen wie alle anderen gesellschaftlichen Bereiche und rechnen mit deutlichen Einbußen in diesem Jahr“, sagte der rheinische Präses Manfred Rekowski. „Es gibt zwar noch keine seriösen Prognosen, aber wir rechnen EKD-weit derzeit mit einem Minus von 10 bis 15 Prozent.“

„Das Kurzarbeitergeld ist steuerfrei, damit entfällt auch die Kirchensteuer“, erläuterte Rekowski. Zudem werde in einigen Bundesländern Unternehmen die Möglichkeit eingeräumt, Steuerzahlungen aufzuschieben – auch das wirke sich zwangsläufig negativ auf den Fluss der Kirchensteuermittel aus. „Auch wenn wir als Evangelische Kirche weiter liquide und handlungsfähig sind, trifft das alle Ebenen unserer Kirche.“

Auch in der diakonischen Arbeit gebe es an vielen Stellen massive Einbrüche, sagte der leitende Theologe der zweitgrößten Mitgliedskirche der Evangelischen



Weniger Einkommen bedeutet auch weniger Kirchensteuer: Für die Kirchen in Deutschland bringt das Veränderungen. *Foto: epd-bild/Christian Ohde*

Kirche in Deutschland (EKD) mit knapp 2,5 Millionen Mitgliedern. Mit Prognosen für die kommenden Jahre seien die Kirchen noch zurückhaltend. „Wenn die Krise die Wirtschaft für einen längeren Zeitraum zum Stillstand bringt, werden wir das aber massiver spüren“, fügte Rekowski hinzu. „Das heißt, dass wir das Tempo für nötige Veränderungen in unserer Kirche wie Reduzierung der Aufgaben erhöhen müssen.“

Belastend ist der teilweise Shutdown nach den Worten des 62-jährigen Theologen auch für die kirchliche Arbeit. Zwar sei er überwältigt vom Ideenreichtum, mit dem die Kirchengemeinden unter erschwerten Bedingungen Alternativen zum Normalfall kirchlicher Arbeit entwickelten und mit digitalen Möglichkeiten manches kompensierten. „Aber viel Zwischenmenschliches bleibt dabei auf der Strecke“, sagte Rekowski.

Vor allem die Begrenzung auf den engsten Familien- und Freundeskreis bei Beerdigungen belaste viele Menschen. „Eine würdige Trauerfeier ist sehr wichtig für den Abschied von einem geliebten Menschen, dessen Leben zurück in Gottes Hand gelegt wird.“ Auch dass Paare ihre Trauung absagen oder ohne Gäste heiraten müssten, sei für die Betroffenen eine schwierige Situation. „Hier müssen wir als Kirche flexibel terminliche Alternativen anbieten, wenn sich die Situation geändert hat.“

ANZEIGE

Liebe Leserin, lieber Leser,

In diesen Zeiten ist vieles anders:

Zuhause bleiben, heißt das Gebot der Stunde, um sich und andere zu schützen. Auch die Evangelischen Zeitungen in Norddeutschland arbeiten unter diesen besonderen Umständen. Da wir nicht genau wissen, ob wir den Druck oder die Zustellung der Zeitungen in den kommenden Wochen sicherstellen können, empfehlen wir gern die digitale Kirchenzeitung.

Jetzt die Kirchenzeitung umstellen und so auch in dieser vom Coronavirus geprägten Zeit etwaigen Lieferschwierigkeiten vorbeugen! Ihnen als treuer Leserin oder treuem Leser bieten wir an, von der Printausgabe auf das digitale Lesen in der EZ-App zu wechseln.

Ihre Vorteile auf einen Blick:

- ✓ aktuelle Ausgabe pünktlich donnerstags lesbar – inkl. Erinnerungsfunktion
- ✓ Sie sparen monatlich 1,30 € gegenüber der Printausgabe
- ✓ Lesen auf verschiedenen Endgeräten möglich, zum Beispiel auf dem Tablet, dem Smartphone oder einem PC/Mac
- ✓ jederzeit und überall auch offline lesbar
- ✓ praktische und komfortable Funktionen wie z. B. Seitenübersicht – zum gezielten Aussuchen einzelner Seiten – und Suchfunktion

Wenn Sie jetzt umstellen, erhalten Sie einen zusätzlichen Rabatt von 25 % bis zum Jahresende 2020 und zahlen monatlich nur 4,24 € statt 5,65 €.

Wir freuen uns von Ihnen zu hören! Für Ihre Abo-Umstellung kontaktieren Sie bitte unseren Leserservice unter 0431/55 77 99 oder schreiben uns eine E-Mail an leserservice@evangelische-zeitung.de.



Ihre

Michaela Jestrimski, Leserservice

**BESONDERE
ZEITEN
ERFORDERN
NEUE WEGE**



**GUTE NACHRICHTEN
FÜR DEN NORDEN**

Messe auf dem Kirchendach

Wie römische Priester versuchen, für ihre Gläubigen da zu sein

Ein menschenleerer Petersplatz, Italien im Griff der Corona-Pandemie – so hat Rom noch keine Passions- und Osterzeit erlebt. Während die Bilder des einsamen Papstes beim Spenden des höchsten Segens „urbi et orbi“ um die Welt gingen, versuchen in den Vororten der Stadt Priester wie Maurizio Mirilli, Trost zu spenden und Hoffnung zu verbreiten.

Von Bettina Gabbe

Rom. Jeden Sonntag steigt Pfarrer Maurizio Mirilli die Treppen zum 40 Meter hohen Glockenturm seiner Kirche im Osten von Rom hinauf. Sie ist umgeben von einem Häusermeer. Von oben segnet Mirilli die Gläubigen seiner Gemeinde. Aus Fenstern und von Balkonen winken sie dem Pfarrer mit weißen Taschentüchern zu.

Ein leerer Petersplatz, Italien im Griff der Corona-Pandemie – so hat Rom noch keine Passions- und Osterzeit erlebt. Ostern ist das Fest des Lebens und der Hoffnung, die Sehnsucht danach ist in diesen Zeiten besonders greifbar. Gemeindegruppen und Vorortpfarrer organisieren sich, um den Gläubigen irgendwie nahezu stehen und Armen und Obdachlosen zu helfen.

In der Kirche Santa Giulia Billiard im Südosten Roms halten die Gemeindegeistlichen in diesen Tagen Mittagsandachten auf dem Dach. In weißen Messgewändern mit violetter Stola stehen sie zwischen Lichtschachtelfenstern und einem alten Wassertank, ihre Stimmen schallen über Lautsprecherboxen in die Umgebung. Sie wenden sich in alle Richtungen an die Gläubigen, die in den umliegenden Häusern an offenen Fenstern stehen und aus der Ferne mitfeiern. Neben dem Messdiener verfolgt ein Hund in der Sonne das Geschehen.



Auf dem Dach der Kirche Santa Giulia Billiard im Südosten Roms hatten die Gemeindegeistlichen in diesen Tagen Mittagsandachten – Don Eugenio (r.) und Don Manrico.

Foto: epd-bild/Stefano Dal Pozzolo

Pfarrer Maurizio Mirilli im Osten der Stadt feiert jeden Morgen eine Messe auf seinem Facebook-Profil; die mehrere Hundert Menschen live verfolgen. Abends um 22 Uhr meldet er sich auf dem gleichen Weg zurück, zu den Klängen eines lateinamerikanischen Christus-Lieds. Dazu hält er im Rhythmus ein rosa Kissen mit großen Augen und Kussmund und eine als lustiges Schweinsgesicht bemalte Atemmaske vor die Kamera.

Mit guten Nachrichten und einer kurzen Meditation versucht er dann, Familien Trost zu spenden, sie zu ermutigen und die Kinder zu unterhalten. Ursprünglich war sein abendlicher Gutenacht-Gruß nur für drei Tage geplant – auf Bitten der Gemeinde findet er nun jeden Abend statt. Über Facebook oder WhatsApp

bringen die Gläubigen währenddessen auch ihre persönlichen Anliegen wie Erinnerungen an Todestage von Angehörigen und Sorgen über Arbeitslosigkeit ein.

„Es klingt paradox, aber für mich ist diese Zeit eine große Gelegenheit, das Evangelium zu verkünden“, sagt Mirilli. Denn auch Nichtgläubige verfolgen seine Live-Übertragungen und teilen seine Videos. Er glaubt: „Diese Zeit der Prüfungen ist eine Zeit der Gnade, denn vielleicht begreifen wir, wie zerbrechlich wir sind und dass weder Technologie noch Wissenschaft uns retten können.“

Da die Corona-Krise immer mehr Menschen arbeitslos macht, sammelt er außerdem Lebensmittelpakete, die an drei Tagen in der Woche an die Armen aus dem Stadtviertel verteilt werden, „mon-

tags, mittwochs und freitags in alphabetischer Reihenfolge, damit sich keine Menschenansammlungen bilden.“ Und dann sind da noch die fünf behinderten Waisen, für die Mirilli über der Kirche eine Wohnstätte einrichten ließ. Einige freiwillige Helfer, die sie versorgen, können zurzeit nicht kommen – also kümmert sich Mirilli jetzt auch vermehrt um sie.

Wie Mirilli feiert auch Don Alfio Tirrò, Pfarrer von San Vigilio an der südlichen Peripherie von Rom, jeden Abend einen Gottesdienst, den seine Gläubigen über Facebook verfolgen. Was ihm Mut macht: Auch seine älteren Gemeindeglieder erreicht er zunehmend. Sie leihen sich die Computer von ihren Enkeln aus und lernen plötzlich, mit dem Internet umzugehen.

MELDUNGEN

Vollständige Bibel in 694 Sprachen

Stuttgart. Die vollständige Bibel liegt jetzt in 694 Sprachen vor. Dies teilte die Weltbibelhilfe der Deutschen Bibelgesellschaft in Stuttgart mit. Das sind zwei komplette Übersetzungen mehr als 2019. Etlowm wird von fast 2,3 Millionen Menschen im südostafrikanischen Malawi gesprochen, Cho-Chin nutzen 15000 Menschen in Myanmar in Asien. Weltweit hätten nun etwa 5,7 Milliarden Menschen Zugang zum Alten und Neuen Testament in ihrer Muttersprache. Das Neue Testament liegt jetzt in 1542 Übersetzungen vor, einzelne biblische Schriften in weiteren 1159. Damit gibt es in 3395 Sprachen mindestens ein Buch der Bibel. Das sind 33 mehr als im Vorjahr. Die Bibelgesellschaften gehen von weltweit 7359 Sprachen aus, zu denen auch 245 Zeichensprachen für Gehörlose gezählt werden. Damit fehlen noch 3964 Übersetzungen. Aktuell gibt es 277 Übersetzungsprojekte. *idea*

500 Millionen droht die Armut

Berlin. Die Corona-Pandemie könnte laut Entwicklungsexperten etwa 500 Millionen Menschen in die Armut stürzen. Die wirtschaftlichen Folgen könnten den Kampf gegen die Armut um ein Jahrzehnt zurückwerfen, im Nahen Osten und einigen afrikanischen Regionen sogar um 30 Jahre, erklärte die Hilfsorganisation Oxfam in Berlin. Sie forderte vor der Frühjahrstagung von Weltbank und Internationalem Währungsfonds (IWF) einen Schuldenerlass für arme Länder, zusätzliche Sonderhilfen des IWF und eine Erhöhung der Etats für Entwicklungshilfe der Industrieländer. Das Treffen von Weltbank und IWF findet vom 14. bis 17. April virtuell statt. Oxfam zufolge würde ein Einkommensrückgang der Haushalte um 20 Prozent dazu führen, dass weitere 434 Millionen Menschen unter die Armutsgrenze von 1,90 US-Dollar (1,75 Euro) pro Tag rutschen. *epd*

Virtueller Jerusalem-Rundgang

Jerusalem. Da Juden, Christen und Muslime in diesem Jahr nicht wie gewohnt nach Jerusalem pilgern können, bietet ihnen das Davidsturm-Museum einen virtuellen Zugang zur Stadt. Seit Beginn des Passahfestes am 9. April bis zum Beginn des islamischen Fastenmonats Ramadan am 24. April können Interessierte auf <https://www.tod.org/en/holy-city-vr/> die Altstadt in einer 360-Grad-Ansicht kostenlos erkunden und dabei Stätten wie die Westmauer, die Grabeskirche, den Felsendom und die Al-Aqsa-Moschee besuchen. Zum ersten Mal seit 1992 fallen die wichtigsten religiösen Feiertage von Judentum, Christentum und Islam in einen Monat. *idea*

Hausabendmahl eingesetzt via Livestream

Lutherische Geistliche weltweit im Austausch

Wittenberg/Genf. Einander in der Corona-Pandemie Mut machen und neue Ideen für die Gemeindeglieder austauschen – das möchte eine Gruppe von 20 lutherischen Pastoren aus 17 Ländern. Wie der Lutherische Weltbund (LWB) in Genf mitteilt, sind die Theologen etwa in Australien, Suriname in Südamerika, Dänemark, Südafrika und den USA tätig. Im März 2019 hatten sie sich während eines internationalen theologischen Seminars im LWB-Zentrum in Wittenberg kennengelernt und standen seitdem über den Kurznachrichtendienst WhatsApp in Kontakt.

Angesichts der weltweiten Pandemie sei der Gedanke entstanden, als Gruppe länderübergreifende Videokonferenzen abzuhalten. Sie sollen nun regelmäßig stattfinden. Wie eine deutsche Vertreterin, Pfarrerin Damaris Grimmssmann aus Bramsche, hannoversche Landeskirche, sagte, ist es „sehr ermutigend, sich auf diese Weise weltweit verbunden zu wissen“.

In den bislang zwei Treffen ging es den Teilnehmern zufolge insbesondere um den Einsatz von digitalen und anderen Mitteln für die Gemeindeglieder in der aktuellen Ausnahme-situation. So werden in der evangelisch-lutherischen Ge-

meinde von Pastorin Rebecca Sheridan im US-Bundesstaat New York den Gemeindegliedern etwa zehn bis zwölf Personen zugeteilt, die sie pro Woche anrufen und nachfragen, wie es ihnen geht. Damit sollen auch die Menschen erreicht werden, die nicht über digitale Kommunikationskanäle erreichbar sind.

Dass Angst, Unsicherheit und Sorgen über die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen der Corona-Pandemie zu einer hohen Nachfrage nach Seelsorge führen, hat unter anderem auch Pastorin Petra Röhrs aus Pieternaritzburg, Nordöstliche Evangelisch-Lutherische Kirche in Südafrika, erfahren. Sie verbringt darum derzeit viele Stunden am Telefon. Ähnliches berichten auch Pastoren aus Australien und den USA.

Das Netzwerk hatte sich auch damit befasst, wie die Karwoche und Ostern bei Kontaktperrn begangen werden können. So wurde im dänischen Skandervborg ein Autokino-Gottesdienst beantragt, zu dem die Teilnehmer Brot und Wein mitbrachten. Zum Hausabendmahl, das via Internet oder TV von Pastoren oder dem Bischof eingesetzt wird, ermuntert die lutherische Kirche im westafrikanischen Liberia. *idea*

ANZEIGE



Sie sind Abonnent unserer Zeitung?

Wenn ja, dann dürfen Sie bei unserem Gewinnspiel mitmachen. Mit etwas Glück gewinnen Sie einen zehntägigen Aufenthalt im VCH Hotel Greifswald, in der Universitäts- und Hansestadt Greifswald, im Nordosten von Mecklenburg-Vorpommern. Die Geburtsstadt vom Maler Caspar David Friedrich

liegt an dem in die Ostsee mündenden Fluss Ryck am Greifswalder Bodden zwischen den Inseln Rügen und Usedom. Das Hotel befindet sich in ruhiger Stadtrandlage, 30 Gehminuten vom Zentrum entfernt und ist ein idealer Ausgangspunkt für Fahrradturlauber.

Die Gewinnspielfrage für April lautet:

Greifswald liegt an der Ostsee. Wie heißt die unmittelbare Bucht dazu?

Teilnehmen können alle Abonnenten der Evangelischen Zeitung für Hamburg, Schleswig-Holstein, Niedersachsen sowie der Mecklenburgischen & Pommerschen Kirchenzeitung. Zu gewinnen gibt es einen Gutschein für zwei Übernachtungen, im VCH

Die Antwort auf die Gewinnspielfrage im Februar 2020 lautet: Es handelt sich bei Dietrich Bonhoeffer um sein Lied „Von guten Mächten“.

Hotel Greifswald, für zwei Personen im Doppelzimmer inklusive Frühstück. Weitere Informationen gibt es auf www.vchhotel-greifswald.de, www.vch.de. Der Gutschein ist gültig bis zum 31. 12. 2021.

Der Gewinnerin des Monatsrätsels vom März 2020 heißt: Irmgard Howiller, 24114 Kiel

Senden Sie die Lösung an:

Evangelischer Presseverband Norddeutschland GmbH, Empfang, Schillerstraße 44a, 22767 Hamburg, E-Mail: raetsel@epv-nord.de. Aus den richtigen Einsendungen wird ein Gewinner ausgelost und hier in der Zeitung bekanntgegeben. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. **Einsendeschluss ist der 1. Mai 2020.**

Kooperation
Evangelische Zeitung

VCH VCH-HOTELS
VERBAND CHRISTLICHER HOTELS

MECKLENBURGISCHE & POMMERSISCHE
Kirchenzeitung

Kirchenzeitung *vor Ort*

Aus den mecklenburgischen und pommerschen Gemeinden | Nr. 16 MV | Sonntag, 19. April 2020

Gemeindeleben im Blog

Pastorin für Rechlin-Vipperow sucht online Kontakt zu ihrer Gemeinde **12**

Palästinaforschung im Netz

Theologin Berkemann präsentiert Israel-Fotos von Dalman und anderen **13**

Unterwegs in der Natur

Wer viel geht, dem geht es besser, meint Coach und Autor Christian Sauer **14**

MELDUNGEN

Mutmacher an der Straße



Am Ortseingang von Pinnow. Foto: Marion Wulf-Nixdorf

Pinnow. In Pinnow, Sukow und Górslow an der Straße, in Proseken, Hohenkirchen und Ribnitz an der Kirche sind Transparente mit dem Bibelvers aus dem Timotheusbrief zu finden: „Gott hat uns nicht den Geist der Furcht gegeben, sondern den Geist der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“ Zuversicht in schwierigen Zeiten. *mun*

Kapelle wird verkauft

Schönberg. Die Kapelle in Boitin-Resdorf soll verkauft und als Kunstatelier genutzt werden. Der Kirchengemeinderat Schönberg habe schon im Januar beschlossen, diese Kapelle aufzugeben und als kirchliches Gebäude zu entwiden, teilte der Kirchenkreis Mecklenburg mit. Die Kapelle in Boitin-Resdorf war in den 1950ern errichtet worden. Sie sollte kirchliches Zentrum für die umliegenden Dörfer der Kirchengemeinden Schönberg, Herrnburg und Schlagsdorf werden. Das Konzept sei aus mancherlei Gründen nicht aufgegangen, hieß es. Seit 20 Jahren seien hier kaum noch Gottesdienste gefeiert worden. Im Blick auf die zudem dringenden Reparaturen habe der Kirchengemeinderat Schönberg bereits im Jahr 2001 beschlossen, die regelmäßigen Gottesdienste in Boitin-Resdorf einzustellen. Anschließend hätten verschiedene Künstler auf Mietbasis die Kapelle genutzt. *epd*

Ein Schub für die Ökumene

Der vierte Kirchentag Vorpommern fällt zwar aus, doch manch gute Erfahrung bleibt

Über zwei Jahre liefen die Vorbereitungen, inzwischen ist klar: Der vierte Ökumenische Kirchentag in Vorpommern wird nicht stattfinden. Pasewalk wäre erstmals Gastgeber gewesen, ein deutsch-polnisches Kirchenspektakel sollte es werden. Was bleibt nun außer Enttäuschung?

Von Sybille Marx
Pasewalk. Vier Tore stehen auf dem Marktplatz von Pasewalk. Tore, mit denen so schöne Aktionen geplant waren, seufzt Ökumenepastor Matthias Tuve. Tore, die perfekt zum Motto passten. „Vor dir eine Tür“ sollte er heißen, der vierte Ökumenische Kirchentag Vorpommern am 6. Juni. Zum ersten Mal sollte er nicht in Stralsund oder Greifswald gefeiert werden, sondern in der 10 000-Einwohner-Stadt Pasewalk. „Wir wollten ganz bewusst in den dünn besiedelten Süden des Kirchenkreises gehen“, sagt Tuve.

Und nun das: Wegen der Corona-Kontaktsperren wird das Glaubensfest nicht stattfinden – jedenfalls nicht in diesem Jahr, nicht mehr zu Tuves Amtszeit. „Das ist schon bitter“, sagt der 63-Jährige. Nicht nur für ihn: Ein wachsendes, am Ende über 20-köpfiges Team hatte seit Januar 2018 Ideen für diese Großveranstaltung entwickelt; Plätze und Räume begutachtet, Mitstreiter mobilisiert, Prominente angefragt, Gäste aus dem Ausland eingeladen, Flyer mit dem Programm gedruckt. Ende März beschloss die Gruppe dann einstimmig: Es geht nicht. „Wir sind sehr traurig, es steckt so viel Herzblut drin“, sagt der Pasewalker Pastor Johannes Grashof, der mit seiner Frau Jutta zum Vorbereitungsteam gehörte. Das Pastorenehepaar hatte vor gut vier Jahren die Pfarrstellen in Pasewalk mit 1400 Gliedern übernommen. Pasewalk sei lebendig, sagt Grashof. „Aber die erste Geige in Vorpommern spielen natürlich immer Greifswald und Stralsund.“ Mal für einen Tag selbst die erste Geige zu spielen und Gastgeber für Tausende Christen zu sein, „darauf hatten wir uns sehr gefreut“, sagt er. „Es gibt auch in un-



Die Tore auf dem Pasewalker Marktplatz.

Fotos (2): Matthias Tuve

serer Region viele engagierte Menschen, die gern was von sich gezeigt hätten.“

Die ersten Ökumenischen Kirchentage Vorpommern hatten in Greifswald, Stralsund und wieder in Greifswald stattgefunden, im Abstand von drei Jahren, jedes Mal mit internationalen Gästen, Teilnehmerzahlen um die 2000 und großer Resonanz. Pasewalks Randlage hätte diesen vierten Kirchentag auf besondere Weise geprägt: Nur 20 Kilometer von der polnischen Grenze entfernt liegt die Stadt. „Viele Menschen mit polnischen Wurzeln leben hier“, sagt Pastor Grashof.

Ein Café am Markt werde von Polen betrieben, mit der Partnerstadt Police gebe es engen Kontakt, polnische Katholiken verjüngen die katholische Gemeinde vor Ort. Nicht nur Deutsch, auch Polnisch sollte daher bei den zentra-

len Veranstaltungen gesprochen werden. Die polnische Kultband „Arka Noego“ („Arche Noah“) sollte auftreten: „Damit hätten wir viele Polen angelockt und den Markt voll bekommen“, glaubt Grashof.

Ein Garant für große Besucherzahlen hätte auf deutscher Seite auch Margot Käsmann werden können. 16 Kirchenvertreter aus Tansania, Südafrika, den USA,

Schweden und Polen waren als Gäste eingeladen. Pommersche Vertreter der Diakonie, der Caritas, von Vereinen und Gemeinden unterschiedlicher Konfessionen wollten mit Infoständen und Aktionen den Markt der Möglichkeiten gestalten. Alles in allem sollten bis zu 3000 Menschen in Pasewalk feiern, so Johannes Grashof.

Trotz der Absage will sich die Vorbereitungsgruppe nun weiter treffen. „Mich tröstet die Aussicht, dass dieser Kirchentag vielleicht 2022 nachgeholt wird“, sagt Grashof. Und auch wenn viel Arbeit nun vergebens war – manches bleibt, sagt Pastor Tuve. Ein Vertreter der neuausschließlichen Gemeinde saß zum Beispiel mit im Vorbereitungsteam. „Er war zwar eher still“, sagt Matthias Tuve, „aber er hat alles mitgetragen, begeistert Plakate verteilt und es sehr bedauert, dass der Kirchentag nun nicht stattfinden kann.“

In elf Sitzungen hatten sich Protestanten und Katholiken, Baptisten, Pfingstler und eben Neuausschließliche ausgetauscht. „Es sind neue Kontakte entstanden und bestehende wurden vertieft“, sagt Grashof. Mit den Katholiken etwa feiere man immer zusammen Pfingsten und den Reformationsfest. „Aber mit der neuausschließlichen Gemeinde hatten wir vorher keinen Kontakt.“ Ein Gefühl von Zusammengehörigkeit sei nun gewachsen. „Konfessionelle Abgrenzung ist in der heutigen Zeit auch überholt“, meint er. Die Aufgabe der Christen weltweit bestehe vielmehr darin, wieder zusammenzuwachsen. „Die Kirchentagsvorbereitung hat der Ökumene vor Ort einen richtigen Schub gegeben.“



Das Vorbereitungs-team war mehrmals in Pasewalk unterwegs, um sich die Bedingungen in der Stadt anzuschauen.

Kirche Boldekow wird saniert

Land, Kirchenkreis und Denkmalstiftung geben Geld, Jubilare haben gesammelt

Boldekow. Sie war jahrelang das Sorgenkind der Gemeinde Spantekow bei Anklam: die Kirche von Boldekow, eine mittelalterliche Kirche mit barocker Einrichtung und Fachwerkturm. Bis zur Sanierung 2015/16 war der Turm einsturzgefährdet, der Dachstuhl des Kirchenschiffs ist noch heute undicht, die Wände im Inneren sind schmutzig, Farbe blättert ab.

Doch nun naht Rettung: In diesem Frühjahr und Sommer sollen für rund 140 000 Euro die größten Schäden am Dachstuhl und im Inneren behoben werden. „Wir haben vier Jahre auf einen guten Finanzplan hingearbeitet und sind stolz, dass wir jetzt alles zusammen haben“, erzählt Pastor Philipp Staack. Neueste und letzte

Zusage für Fördermittel: Das Land Mecklenburg-Vorpommern gibt 50 000 Euro und damit den größten Zuschuss. Jeweils 30 000



Die Wandfarbe blättert ab, der Dachstuhl ist undicht.

Foto: Philipp Staack

Euro kommen von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, dem Pommerschen Kirchenkreis und der Gemeinde selbst.

Viele Privatleute aus der Region unterstützten das Vorhaben: „Mehrere Jubilare haben bei runden Geburtstagen die Gäste um Spenden gebeten“, erzählt Staack. „Zum Teil kamen da 2000 Euro zusammen!“ Ein Beweis dafür, dass nicht nur ihm der Erhalt der Kirche im Dorf etwas bedeutet, sagt er. Und für den Haushalt der Gemeinde sei es wichtig, die Sanierung ohne Schulden zu schaffen. „Wir haben insgesamt 13 Kirchen und viele weitere Gebäude zu erhalten“, erklärt Staack. Da brauche man für jedes Bauvorhaben einen guten Finanzplan und

genügend Fördermittel. „Das macht zwar viel Arbeit und kostet Geduld“, sagt er. Aber Schritt für Schritt komme man auch voran.

2015 war es der Gemeinde bereits gelungen, den schiefen Turm der Kirche zu retten – was nebenbei auch einen Sensationsfund hervorbrachte: Zwei Emporen Pfeiler in der Kirche entpuppten sich damals als Standfuß und Becken eines Taufsteins von 1320 (die Kirchenzeitung berichtete). Inzwischen steht dieses Ausstattungsstück wieder im Kirchenraum, allerdings noch mit Beschädigungen. Für rund 20 000 Euro soll es bald restauriert werden, sagt Staack, Anträge auf Fördermittel laufen schon. Jetzt braucht es nur wieder Geduld. *sym*

ANZEIGE

Evangelische Bücherstube Kiel

DAS BESTE GEGEN LANGEWEILE SIND BÜCHER

LIEFERUNG PORTOFREI UND POSTWENDEND NACH HAUSE.

WIR BERATEN SIE PERSÖNLICH.

Einfach anrufen:
Telefon: 0431 / 5197250
E-Mail: bestellservice@buecherstube-kiel.de

MELDUNGEN

Digitale Plattform für Ideen

Plön. Mitarbeiter in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in der Nordkirche müssen derzeit schwierige Entscheidungen treffen, etwa bei der Stornierung von Gruppenreisen. Ebenso sind Ideen für Aktivitäten unter veränderten Bedingungen gefragt. Auf einer digitalen Plattform des Landesjugendpfarramtes gibt es nun Auskünfte zu juristischen Fragen wie „Wie steht es mit der Förderfähigkeit von Stornokosten?“ und Tipps für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. So etwa Hinweise, wo sich für Videokonferenzen geeignete Spiele finden oder wo ein Online-Seminar zu Podcasts in der Jugendarbeit angeboten wird. Zentrales Anliegen der Plattform ist der Austausch von Mitarbeitenden, die eigene Ideen einstellen und damit anderen zeigen, was trotz der Corona-Krise möglich ist. Erreichbar ist die Plattform über www.jupfa.nordkirche.de. Der Zugang zur Mitwirkung an der Plattform kann per E-Mail an mail@jupfa.nordkirche.de erfragt werden. *EZ/kiz*

Verschobene Termine im Internet

Ratzburg. In der Ausgabe 14/15 dieser Zeitung war ein Flyer #redenüberfrieden beigelegt. Wie Pastor Kai Feller, Ökumene-Referent des Kirchenkreises Lübeck-Lauenburg, mitteilt, können die Termine der angekündigten Studientage nicht gehalten werden. Sie werden auf die zweite Jahreshälfte verschoben. „Unter www.redenüberfrieden.de halten wir Sie auf dem Laufenden. Denn wir meinen, durch die gegenwärtige Pandemie hat sich das Friedenthema nicht erledigt“, so Feller. Angesichts der Krise stelle sich manche Frage neu und auch anders. „Unter #redenüberfrieden können Sie jetzt schon mit uns ins Gespräch kommen“, so der Ökumeniker. *EZ/kiz*

Grüße für ältere Menschen



Die Aktion „Ich denk an Dich!“ ist ein gemeinsames Projekt von Caritas und Erzbistum. *Foto: EZ*

Hamburg. Die katholischen Schulen im Erzbistum Hamburg und die Caritas im Norden starten gemeinsam die Aktion „Ich denk an Dich! – Jetzt in Verbindung bleiben“. Schüler malen Grußbotschaften und schreiben Briefe an ältere Menschen in Pflegeheimen der Caritas im Norden. Bewohner von Altenheimen sind derzeit in Gefahr und zugleich besonders einsam. Mit ihren Briefen und Bildern wollen die Schüler zeigen, dass ihnen das Wohlergehen der Pflegebedürftigen am Herzen liegt. Wie Barbara Viehoff, Referatsleiterin und Organisatorin der Aktion in der Abteilung Schule und Hochschule des Erzbistums Hamburg mitteilt, können Kinder und Jugendliche, die mitmachen möchten, Bilder im A4-Format gestalten, mit einem Gruß, dem Vornamen und ihrem Alter, und bis Dienstag, 14. April, in einem frankierten Briefumschlag ohne Absenderangabe senden an: Erzbistum Hamburg, Projekt Caritas, Harald Strotmann, Am Mariendom 4, 20099 Hamburg. *EZ/kiz*



Der Flügelaltar in der Klosterkirche Cismar. Ist er älter als die in Bad Doberan und Rossow?

Foto: epd-bild/akg-images

Der älteste Flügelaltar der Welt?

Cismar, Bad Doberan und Rossow streiten um die Entstehungsdaten

Drei Flügelaltäre lassen die Experten streiten: Welcher ist der älteste? Dabei ist für den Kunsthistoriker Georg Habenicht die eigentliche Sensation nicht das Alter, sondern dass es noch drei davon im Norden gibt.

Von Nadine Heggen

Cismar/Bad Doberan/Rossow. Auf jedem Flügel eine Geschichte: Im Mittelalter erlebten Klappaltäre mit gemalten oder geschnitzten Bibelmotiven im deutschsprachigen Raum einen Boom. Heute gibt es nur noch wenige Flügelaltäre aus der Zeit. Experten streiten darüber, wo der weltweit älteste steht: in der Klosterkirche Cismar im Kreis Ostholstein, im Münster in Bad Doberan bei Rostock oder in der Dorfkirche Rossow im Landkreis Vorpommern-Greifswald.

Den Anstoß für die Debatte gab ein Bericht Anfang 2019 über den Flügelaltar in Cismar. Der damalige Leiter des Klosters Cismar, Christian Walda, hatte ihn auf die Zeit zwischen 1310 und 1315 datiert und erklärt: „Einen älteren Flügelaltar gibt es definitiv nicht.“ Diese Aussage erregte lautstarken Protest in Bad Doberan. Das Doberaner Münster wirbt damit, den weltweit ältesten erhaltenen Flügelaltar zu besitzen. Üppig mit Gold verziert,

zeigt er Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament.

„Als Münsterführer habe ich Tausenden Besuchern des Doberaner Münsters den ältesten Flügelaltar der Kunstgeschichte vorgestellt und werde das auch weiterhin so halten“, meldete sich Gerhard Schmager zu Wort. Er stützt sich auf das „Mecklenburgische Klosterbuch“, das als Gründungsjahr für den Schrein des Hochaltars in Doberan „um 1300“ angibt. Ganz eindeutig ist die Quellenlage jedoch nicht: In dem Buch „Das Kloster Doberan“ wird der Altar auf etwa 1310 datiert.

Holzuntersuchung zur Altersbestimmung

Die Bestimmung eines genauen Datums ist für Kunsthistoriker schwierig. Den Havelberger Altar in Rossow etwa nahmen Experten in den 1990er-Jahren mit einer aufwendigen Holzuntersuchung genau unter die Lupe: Der Flügelaltar wurde 1330 im Havelberger Dom geweiht und vermutlich zum Schutz vor der Reformation in die kleine Dorfkirche von Rossow gebracht. „Viele Besucher kommen nur selten wegen“, sagt Küsterin Nicol

Rösler. Seine Entstehung wurde schließlich auf 1310/20 datiert. Da das Holz selten in dem Jahr verarbeitet wurde, in dem es geschlagen wurde, und Handwerker mehrere Jahre an einem Altar schnitzten, sei eine exakte Bestimmung nicht möglich.

Eine derartige Holzuntersuchung gibt es in Cismar bislang nicht. „Die Untersuchung ist zwar die bislang sicherste Form der Altersbestimmung, aber auch sehr aufwendig“, sagt Carsten Fleischhauer von der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen. In Cismar lässt sich das hohe Alter daher in erster Linie an der frühgotischen Stilgeschichte ablesen.

Der sechs Meter breite dreiflügelige Hochaltar stammt vermutlich aus einer Lübecker Werkstatt. Die kräftigen Malereien auf der Vorderseite entsprechen noch der Originalfassung. „Wir können nicht darauf beharren, dass in Cismar der älteste erhaltene Flügelaltar der Welt steht“, sagt Fleischhauer verständlich. „Vielleicht steht er auch in Bad Doberan oder in Rossow.“ Einen Beweis gebe es dafür nun mal nicht.

Der Kunsthistoriker Georg Habenicht bestätigt, dass die drei Flügelaltäre im Norden zu den frühesten erhaltenen Beispielen zählen. Er selbst hält den Flügel-

altar in Bad Doberan für den ältesten. Dass es in Norddeutschland die drei ältesten Exemplare überhaupt gibt, sei eigentlich eine Sensation. „Nur fünf Prozent der einstigen Flügelaltäre sind noch erhalten“, so Habenicht. Über den Ursprung des Flügelaltars sage das aber überhaupt nichts aus. „Die ältesten Beispiele helfen uns da nicht weiter. Das wäre so, als würden Sie in 1000 Jahren das älteste Auto in Südkorea finden.“

Die meisten Flügelaltäre gab es vermutlich im damaligen niederländischen und deutschen Kulturraum. Regelrecht geflutet wurde die Kirchen mit dem Trend. „Im Ulmer Münster standen 50 Flügelaltäre“, so Habenicht. So viele eben, bis die Kirche voll war. Sie hatten die Aufgabe, die Bibelgeschichte mit bewegenden Bildern zu erzählen. Mit der Reformation war ihre Zeit vorbei. Habenicht: „Mit Luther und der Rechtfertigungslehre brach der Stiftermarkt für Altäre ein.“

Zum festen Ritual im Kloster Cismar zählt, dass die Flügel des Altars am Karfreitag zugeklappt werden, sodass nur die weniger attraktive Rückseite zu sehen ist. In der Osternacht werden sie wieder aufgeklappt. Doch wegen der Corona-Krise fiel diese Tradition in diesem Jahr aus.

ANZEIGE

Produkt des Monats

EXKLUSIV für Sie als LeserIn

Osterkrippe

„Er ist wahrhaft auferstanden!“

Feiern Sie die freudige Osterbotschaft auch zuhause.

Krippe aus Holz, gelasert, mit Metalleinsatz für ein Teelicht, ca. 16 x 8 x 9 cm.

€ 24,95, Lieferung versandkostenfrei!

GLAUBENSsACHEN
Schöne Dinge mit Sinn und Segen



10%
Rabatt

www.glaubenssachen.de



0431 / 55 779 285

Eine alte Pfarrscheune neu für alle

Das Kommunikations- und Begegnungszentrum in Lichtenhagen Dorf wartet auf seine Nutzung

Alles ist rechtzeitig fertig – aber die Eröffnungsfest der Pfarrscheune als Kommunikations- und Begegnungszentrum, die am 19. April gefeiert werden sollte, muss verschoben werden. Die Kirchengemeinde Lichtenhagen Dorf als Träger und die Mitnutzer-Gemeinde Lütten Klein werden das Fest nachholen.

Von Marion Wulf-Nixdorf

Lichtenhagen Dorf. Ihm liegt das energetische Bauen am Herzen. Friedrich Heilmann, 67, von Haus aus Physiker, ist vor fünf Jahren mit seiner Pastirin-I. R.-Ehefrau aus Erkner bei Berlin nach Dierichshagen bei Rostock gezogen. In der Kirchengemeinde Lichtenhagen Dorf fand er eine für ihn und die Gemeinde wichtige Aufgabe: Als ehrenamtlicher Bauleiter begleitet er die Sanierung und den Umbau der Pfarrscheune zu einem Kommunikations- und Begegnungszentrum mit mehreren Gemeinderäumen und zwei Wohnungen.

Sein „Lebenswerk“, wie er lachend sagt, ist pünktlich zum geplanten Eröffnungsfest am 19. April fertig. Gefeierte wird aus bekannten Gründen später. Aber die beiden barrierefreien Wohnungen im Obergeschoss können schon bezogen werden. Die 54 Quadratmeter große ist bereits vermietet, die zweite mit 65 Quadratmetern noch zu haben. Nicht ganz billig, elf Euro Kaltmiete pro Quadratmeter sind ein stolzer Preis, sagt Heilmann. Die Höhe sei der Barrierefreiheit geschuldet. Die Waschbecken zum Beispiel sind unterfahrbar, alle Griffe auch von einem Rollstuhl aus zu erreichen.

Die Pfarrscheune in Lichtenhagen Dorf, erbaut 1895, war landwirtschaftlich genutzt worden, später als Lagerhalle und Garage. In den 1970er-Jah-



Die Pfarrscheune mit einem Saal, mehreren Gemeinderäumen und zwei Wohnungen liegt zwischen der mittelalterlichen Kirche und dem Pfarrhaus. Sie ist umgeben von einem wunderschönen Grundstück, auf dem im Sommer donnerstags ein Café der Kirchengemeinde einlädt.



Bauleiter Friedrich Heilmann

ren waren drei Wohnungen eingebaut worden. Vor rund zehn Jahren begann die Kirchengemeinde zu überlegen, was sie mit der großen Scheune zwischen mittelalterlicher Kirche und Pfarrhaus anfangen könne. Nach intensiver Planungszeit war vor zwei Jahren Baubeginn.

Die Pfarrscheune ist nicht nur ein Schmuckstück geworden, sie entspricht auch modernsten Anforderungen: „Wir werden im Betrieb weitgehend CO₂-neutral sein“, sagt Heilmann. Auf dem Dach ist eine Photovoltaikanlage, ein Stromspei-

cher ist vorhanden. Gemeinsam mit dem Architekten Sebastian Graewe aus Kötzow, dem ebenfalls ökologisches Bauen wichtig ist, wurde für Nachhaltigkeit gesorgt.

Drei große Spendenaktionen

Ursprünglich waren 1,64 Millionen Euro für den Umbau veranschlagt, daraus wurden 2,2 Millionen. Durch einige Änderungen am Bau konnten dann rund 200 000 Euro eingespart werden, sagt Heilmann. Es wurde auf Schallschutzdecken verzichtet. Wenn nötig, können sie leicht später eingebaut werden. Das Tragwerk im Obergeschoss wurde nicht verändert, wie ursprünglich vorgesehen, und bei der Ausstattung der Sanitäranlagen konnte auch einiges gespart werden. So wurde aus je einer Frauen- und einer Männertoilette eine Unisex-Toilette. Weiter wurden die Leichtbauwände nicht verputzt, sondern nur gespachtelt und gestrichen.

Das Herzstück des Hauses ist der Saal im Untergeschoss, der für 98 Per-

sonen ausgelegt ist. Er ist für größere Veranstaltungen gedacht wie Adventsfeiern oder Jubel-Konfirmationen, aber auch privat zu nutzen. Die „Lichtenhäger Plattsnoten“ haben schon angekündigt, hier auftreten zu wollen. „Flohmärkte haben zum Beispiel immer im Freien stattgefunden“, erzählt Heilmann. „Da haben wir manchmal gezittert, wie das Wetter mitspielt, das müssen wir nun nicht mehr.“ Das sehr robuste Parkett im Saal, sogenanntes Hirnholzparkett, wurde über eine Spendenaktion finanziert. 12 700 Euro kamen zusammen. „Der Fußboden ist jetzt unkaputtbar“, meint Friedrich Heilmann lachend.

Eine weitere Spendenaktion ist über sogenanntes Crowdfunding mit der Ostseesparkasse zusammengelaufen: Im Internet wurden 11 144 Euro für den kleinen Gemeinderaum im Obergeschoss gespendet – sogar aus Berlin und Dresden kam Geld, sagt Heilmann. Das „Klein-Groß-Eltern-Kind-Projekt“, also die Christenlehre und andere Kinderveranstaltungen wie auch die Krabbelgruppe, sollen in diesem Raum ihr Zuhause finden. 2019 hatte die Ostseesparkasse 25-jähriges Jubiläum, und die Lei-

tung verschenkte an alle Mitarbeiter 25-Euro-Spendenschecks. „Rund 20 entschieden sich für unser Projekt“, weiß Heilmann.

Die Kirchengemeinden Lichtenhagen Dorf und Lütten Klein wollen die Scheune nun gemeinsam nutzen. Die Betriebskosten werden halbe-halbe getragen. Auch mit der Kommune Lichtenhagen Dorf, die den Umbau mit 30 000 Euro unterstützte, gibt es eine gute Zusammenarbeit. Zum Beispiel eine Vereinbarung mit der Grundschule, die von der Kommune betrieben wird und arge Platzprobleme hat. Alle Einschulungen und Verabschiedungen mussten bisher unter freiem Himmel stattfinden. Das ist nun vorbei. Der große Gemeinderaum im Obergeschoss soll von der Kantorei und dem Gospelchor unter Leitung von Kantor Andreas Hain genutzt werden sowie von mittelgroßen Seniorengruppen. Ein Fahrstuhl macht's möglich! Die Junge Gemeinde, die Theologiestudent Christopher Klein leitet, hat auch einen eigenen Raum mit 24 Quadratmetern.

Nun muss nur noch die Corona-Krise beendet sein, damit hier das pralle Leben einziehen kann.



Die alten Stützbalken geben der sanierten Pfarrscheune ihren Charme.

Der Mann mit den drei Leben

Der ehemalige mecklenburgische Landessynodale, Ministerpräsident und Schriftsteller Berndt Seite wird 80 Jahre alt

Berndt Seite gehörte in den 1970ern und 1980ern zu den jungen Synodalen in Mecklenburg, die sich für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung einsetzten. Der Tierarzt aus Walow kämpfte leidenschaftlich für den Konziliären Prozess. 1992 wurde er der zweite Ministerpräsident in MV. Und es kam zum Krach mit seiner Kirche. Nun wird er 80.

Von Marion Wulf-Nixdorf

Walow. Auf der Veranda bei Berndt und Anne Seite, beide in ihrem ersten Leben Tierärzte, später Politiker, steht ein sehr langer Tisch. Er erinnert mich an die Tafeln, an die Seiten zu DDR-Zeiten Freunde aus Kirche, Kultur und in der DDR akkreditierte Westjournalisten zum legendären Grünkohlessen in ihr Wohnzimmer eingeladen hatten. Da wurde die Welt verändert, die hier die DDR war, ungeliebt mit ihrer Politik, ihrer Stasi. Es wurde gegessen – nie gab's irgendwo besseren Grünkohl –, getrunken, gelacht. Feste im grauen Alltag.

Das kleine Haus in Walow, in dem Seitens seit 55 Jahren gern wohnt, ist dasselbe wie damals. Nur eine große Veranda ist angebaut worden. Die Pferde fehlen auf dem Grundstück mit „dem Millionärsblick“, wie Seite schon zu DDR-Zeiten lachend sagte. Von den Pferden hat er sich vor zehn Jahren getrennt. Wie von vielem anderen auch. In die Politik mischt er sich längst nicht mehr ein.

Als er als Ministerpräsident (MP) 1998 zurücktreten musste, blieb er noch im Landtag. 2000 dann schrieb er sich an der Universität Rostock in Germanistik und Philosophie ein – sein drittes Leben. Bis heute hat er 16 Bücher geschrieben, in diesem Jahr erscheint der Lyrikband „Sommer-schnee“ im Bertuch-Verlag Weimar.

Berndt Seite empfängt auf der Veranda – noch bevor es die Kontaktsperre gab. Auf dem Tisch steht eine Arche Noah aus Holz. Nur für den Kirchenzeitungsbesuch? Seite lacht und winkt ab: Die stehe immer da. Aber mit seiner Kirche hatte er es schwer zwischen-

zeitlich: Es kam zum Bruch für ihn Mitte der 1990er. Der damalige Synodenpräsident Heiner Möhring bat ihn, bei den Synodaltagungen mehr anwesend zu sein oder aber darüber nachzudenken, sein Mandat niederzulegen zugunsten eines Nachfolgers, der seine Aufgaben voll wahrnehmen konnte.

Berndt Seite war empört, „nach all dem, was wir zusammen durchgestanden hatten“, sagt er. „Andere Bundesländer wären froh gewesen, einen Ministerpräsidenten in ihrer Synode zu haben.“ Die synodale Ausschussarbeit, an der Seite aus Zeitgründen als MP nicht mehr teilnehmen konnte, sei in einer Synode sehr wichtig, betont Möhring. „Gerade in den 90er-Jahren mit sehr vielen Veränderungen, neuen Gesetzen und vielen Umbrüchen auch in der Kirche war die Arbeit der Synodalen von besonderer Bedeutung.“ Seite ging nicht darauf ein.

Bereits in der ersten Legislatur hatte der Ministerpräsident Seite „mit meiner erzkatholischen Staatssekretärin Gabriele Wurzel den Staat-Kirche-

Vertrag durchgebracht“, erinnert er sich – mit Stolz. „Bevor Hamburg einen hatte!“ Dass er dann zur Feier des 20. Jahrestages des Vertrages nicht eingeladen worden war, traf ihn.

Berndt Seite hatte sich mehr Unterstützung für seine Politik (CDU) von



Berndt Seite mit seiner Arche Noah.

seiner Kirche gewünscht. Aber die Kirchenvertreter achteten bei aller guten Zusammenarbeit auf die Trennung von Staat und Kirche und handelten nach eigenem Gewissen – und damit eben manchmal auch konträr zu den Kirchenmitgliedern, die inzwischen leitende politische Ämter innehatten. Wie zum Beispiel bei der Abschaffung des Buß- und Bettages als Feiertag, was der damalige Landesbischof Hermann Beste hart kritisierte, der MP aber aus wirtschaftlichen Gründen für nötig hielt. „Es war ein Fehler, den Bußtag abzuschaffen, denn nicht alles darf man wirtschaftlichen Erwägungen opfern“, sagt Berndt Seite heute.

„Wie viele Pastoren habe ich kennengelernt, seit wir hier wohnen“, sieht Berndt Seite zurück. Nicht immer war er glücklich mit ihnen. Der Wohlstand bringe den Glauben ins Hintertreffen, meint er. Aber es sei schwierig, ohne einen Halt, ohne Glauben zu leben. Er scheint mit sich im Reinen.

Gottes Segen zum 80. am 22. April!

KIRCHE IM RADIO

Sonnabend, 18. April

7:15 Uhr, NDR 1 Radio MV, „Christenmenschen“ von Thomas Lenz (ev.)

Sonntag, 19. April

7:45 Uhr, NDR 1 Radio MV, „Treffpunkt Kirche“ mit Thomas Lenz (ev.)

Die Themen der Kirchsensung im Radio können wir Ihnen in dieser Woche leider nicht mitteilen, da wir nicht rechtzeitig vor Redaktionsschluss am Dienstag informiert wurden. Lassen Sie sich überraschen. Viel Freude beim Hören!

ANDACHTEN (werktags)

6:20 Uhr, NDR 1 Radio MV, Mo: Plattdeutsche Morgenandacht mit Peter Wittenburg, Rostock (ev.); Di/Fr: Kirchenredakteurin Teresia Kraienhorst (kath.); Mi/Do: Raphaela Hellwig, Ludwigslust (kath.).

Montag - Freitag

4:50 Uhr/19:55 Uhr, Ostseewelle „Zwischen Himmel und Erde“.

MELDUNGEN

Einige Altkleidercontainer der Diakonie wurden eingesammelt



Zurzeit stehen weniger Altkleidercontainer als sonst. Foto: Marion Wulf-Nixdorf

Schwerin. Die Behindertenwerkstätten sind geschlossen. Es findet dort nur noch Notfallbetreuung statt für Menschen die aus häuslicher Umgebung in die Werkstätten gebracht werden und allein nicht ohne strukturierten Tagesablauf klarkommen. „Das werden sicher mehr werden im Laufe der Zeit“, sagt eine Mitarbeiterin der Diakoniewerkstätten Dobbertin. Da nun nicht genügend Menschen in den Werkstätten zur Verfügung stehen, die Altkleider zu sortieren, zu Putzklappen zu verarbeiten oder für den Secondhand-Shop fertig zu stellen, sind zwölf Altkleidercontainer in Schwerin „eingebraucht worden“, sagt Martin Strauß, stellvertretender Werkstatteleiter in Sternberg. Rund 30 Altkleidercontainer in Schwerin, Lübz, Goldberg, Malchow und Waren sind stehen geblieben. „Wir sind verantwortlich für Ordnung und Sauberkeit an den Sammelplätzen“, sagt Strauß. Wegen der Personaleinschränkungen können die Container nicht so oft wie sonst geleert werden. Wenn die Menschen mit Behinderung wieder in den Werkstätten arbeiten dürfen, werden die Kleidercontainer wieder an ihre gewohnten Plätze gestellt, heißt es aus dem Diakoniewerk. *mun*

Christa Jensen war die Mutter der „Musikreisen in schöne Kirchen“

Rostock. Ergänzend zum Nachruf für die ehemalige Geschäftsführerin des früheren mecklenburgischen Kirchenmusikwerkes, Christa Jensen, in der Mecklenburgischen und Pommerschen Kirchenzeitung vom 27. März, müsse ihr Engagement für die „Musikreisen in schöne Kirchen Mecklenburgs“ genannt werden, schreibt Linde Ewert aus Rostock: „Seit 1995 hat Christa Jensen – als ‚Mutter der Musikreise‘, wie sie in einer Gedenkbroschüre genannt wird – 16 Jahre lang diese Reisen für Touren aus sieben verschiedenen Ausgangsorten zusammen mit den betreffenden Kirchenmusikern organisiert. Zeitweise kamen bis zu 700 Teilnehmer in den Genuss dieses Angebots.“

Christa Jensen sei der Aufbau dieser von vielen Menschen beliebten Reise wesentlich zu verdanken. „Ihr besonderes Engagement galt der Rostocker Tour, die von Anfang an mit drei Bussen jährlich unterwegs war. Kirchen, die man sonst nie gesehen hätte, herrliche Gegenden Mecklenburgs und schließlich die Musik unseres vielfältigen Angebots der Kirchenmusik konnten die Teilnehmer erleben. Und die Begeisterung hält bis heute an.“

Als Teilnehmerin konnte Christa Jensen trotz körperlicher Gebrechen noch die 24. Musikreise, nun als „Musikreise in schöne Kirchen Norddeutschlands“ mitmachen. „Irgendwie merkwürdig“, meint Linde Ewert, „dass ausgerechnet im Jahr ihres Todes auch ‚ihr Kind‘ zum ersten Mal nicht stattfinden kann wegen der Corona-Pandemie. Besonders die Rostocker Musikreise-Freunde erinnern sich mit Hochachtung und Dankbarkeit ihrer segensreichen Arbeit.“ *kiz*

Gemeindeleben im Blog

Zwischen Weltuntergangsstimmung und Extraferien

Keine Gottesdienste, keine Taufen, keine Hochzeiten. Das vielfältige kirchliche Leben liegt seit Wochen brach. Aber es gibt auch neue Wege, den Kontakt zu den Menschen in einer Kirchengemeinde zu finden. Ein Beispiel aus der Kirchengemeinde Rechlin-Vipperow.

Von Hans-Joachim Kohl

Rechlin. Verena Häggberg, seit vier Jahren als Pastorin in der Kirchengemeinde Rechlin-Vipperow tätig, wollte schon immer mal einen Blog, ein Tagebuch im Internet, für die Kirchengemeinde eröffnen. Durch die aktuelle Situation hat sie die Idee verwirklicht. „Ich habe gedacht, in der Krise muss man besonders bei seinen Gemeindegliedern stehen. Ich geh jetzt jeden Abend beten, immer um 19 Uhr. Das mache ich ganz allein in der Kirche, aber ich lade alle ein, sozusagen parallel mit mir zu Hause mit zu beten. Auch bastele ich an einer technischen Lösung, das online im Livestream zu übertragen. Da filme ich mich selbst beim Beten und lade alle ein, das mit mir zu tun, mit einem Text, den ich dann vorher veröffentliche.“

Da ist es gut, dass die Kirchengemeinde Rechlin-Vipperow eine eigene Homepage hat, die auch schon vor Corona regelmäßig gepflegt und auf den aktuellen Stand gebracht wurde, zu finden auf www.kirchengemeinden-rechlin-und-vipperow.de. Dort kann jeder hineinschauen und für jeden Tag etwas Neues finden.

Zur Tageslosung oder zu einem anderen biblischen Text schreibt die Pastorin ein paar Gedanken und schließt mit einem kurzen Gebet ab. Es gibt sogar eine Kommentarfunktion, sodass jeder auch seine Gedanken dazuschreiben kann.

Aber nicht jeder hat einen Internetanschluss oder vielleicht auch keinen Computer. Mancher geht auch nicht gern ins Internet. Deshalb hat sie an allen Kirchen und der „Offenbar“ im Ortszentrum von Rechlin Aushänge gemacht und die Gemeindeglieder informiert über die Absagen der Gottesdienste und die neuen Ideen. „Ich läute die Glocken und dann sind alle eingeladen, sich fünf bis zehn Minuten besinnlich mit mir quasi zusammensetzen,



Pastorin Verena Häggberg in Rechlin-Vipperow schreibt jeden Tag in ihren Blog und versucht damit ihre Gemeindeglieder zu erreichen. Foto: Hans-Joachim Kohl

zen, auch wenn man nicht physisch zusammen ist.“ Aber immerhin in Gedanken. Sie besucht dabei die Kirchen ihres Gemeindegebietes reichum. Gemeindeglieder, die Geburtstag haben, versucht die Pastorin wenigstens anzurufen. Dabei fällt ihr auf, wie lückenhaft ihre Telefonliste ist! Das will sie ändern.

Der Kontakt darf nicht abbrechen

Schon seit Wochen schreibt Verena Häggberg täglich zu einem Bibeltext Gedanken in den Blog auf der Internetseite der Gemeinde. In Psalm 57 heißt es: „Ich rufe zu Gott dem Allerhöchsten, zu Gott, der meine Sache zum guten Ende führt.“ „Da habe ich mir gedacht, ja, meine Sache zum guten Ende zu führen, das ist ja doch erstaunlich aktuell, Gott wird unsere Sache, die in dem Fall ja die Corona-Krise ist, zu einem guten Ende führen.“

Es gebe natürlich Angst und Verunsicherung, schreibt sie. Aber vielleicht könne man damit ein bisschen besser leben, wenn man weiß, „dass dieses Gute austretet und zu uns kommt“. „Dieses Schwanken, was wird uns erwarten, wie dramatisch wird es, ist vielleicht hier bei uns auf den Dörfern noch nicht so groß. Was ich so aus den Städten höre, da ist es schon noch viel schwieriger, weil man es dort auch viel mehr merkt.“ Der Schlusssatz „Herr führe meine Sache zum guten Ende, beschütze meine Lieben, meine Familie und Freunde, Nachbarn und Bekannten“, gehöre zu dem Gebet, das sie an die Gedanken anschließe.

Pastorin Verena Häggberg trifft zur Zeit viel weniger Menschen als sonst, das geht ihr wie all den anderen Kollegen in Stadt und Land. Wenn sie mit jemandem spricht, ist natürlich die Corona-Krise sofort Thema. „Es gibt ganz unterschiedliche Reaktionen, die einen sagen: ‚Alles Mist und wir machen so weiter wie bisher‘ und andere

sind latent panisch. Das ist eine seltsame Zwischensituation.“



tion zwischen Weltuntergang und Extraferien.“

In dieser merkwürdigen, zwiespalten Stimmung versuchen viele ihrer Pastorenkollegen, den Kontakt zu den Gemeindegliedern aufrecht zu halten. So geschieht Gemeindeleben und Seelsorge auf ganz neuen Wegen. Wichtig ist, dass zu niemandem der Kontakt abbricht.

Eine unermüdliche Netzwerkerin

Zum Tod von Katechetin sowie Ehe- und Familienberaterin Christa Walter in Rostock

Zu ihrer Beerdigung in Zittow am Sonnabend vor Palmarum, am 4. April, wären sicher sehr viele Menschen gekommen. Sie war beliebt, hoch geachtet. Christa Walter hatte auch in ihrem hohen Alter viele Freunde. Aber in Zeiten von Corona dürfen die Trauerfeiern nur im engsten Familienkreis auf dem Friedhof stattfinden.

Von Dietlind Glüer

Rostock. Am 29. März verstarb Christa Walter im Jakobistift in Rostock nach schwerer Krankheit im Alter von 89 Jahren.

In Nienhagen Teerofen geboren, erlebte sie den kirchlichen Wiederaufbruch nach dem Zweiten Weltkrieg im Jugendkreis von Irma Eigi in Güstrow. Schon als Schulmädchen lernte sie das Burckhardthaus bei Rüstzeiten kennen und begann dort die Direktausbildung 1949 in Berlin Dahlem.

An der Seite ihres Mannes, dem Kreiskatecheten Jürgen Walter, arbeitete sie in Güstrow, Parchim, wieder Güstrow und Rostock als Katechetin. Geprägt durch das Burckhardthaus und besonders durch Ingeborg Becker, brachte sie eine große Offenheit für moderne theologische Fragen mit. Bis ins hohe Alter blieb dieses Interesse erhalten. Folgerichtig war sie in den unterschiedlichsten Gesprächskreisen eine gern gesehene Teilnehmerin oder auch Leiterin.

Christa Walter war an allen Menschen interessiert und unterstützte unermüdlich mit Rat und Tat junge Nachwuchskräfte der kirchlichen Mitarbeiterschaft. Prägend und wertschätzend war ihre Arbeit mit katechetischen Praktikanten und Vikaren.

Ihre Wohnung in Rostock war für alle offen, und keiner ging ohne Bewirtung wieder heraus.

Wir erlebten herrliche Festmahle, interessante Gesprächsrunden und stets auch Ermutigung für unterschiedliche Situationen.

Christa Walter schaute gern über den eigenen Tellerrand hinaus. Ihre Impulse und Urteile waren in vielen Kreisen und Gremien gefragt: zum Beispiel in der Mecklenburgischen Landessynode,



Christa Walter

Foto: privat

de, im Arbeitskreis der Mädchenarbeit, in der Evangelischen Frauenhilfe, bei Jugendsonntagen und anderen großen Treffen.

In den 1980er-Jahren hatte sie sich ausbilden lassen zur Ehe- und Lebensberaterin. Nach ihrem katechetischen Dienst hat sie sich vor allem auf diesem Gebiet bei der Rostocker Stadtmission engagiert.

Als die Telefonseelsorge ab 1990 aufgebaut wurde, war Christa Walter sowohl als Ausbilderin, als auch als Supervisorin daran beteiligt. Sie schien nie müde zu werden im Gespräch mit Menschen. Durch ihre große Kontaktfreude sammelte sie die unterschiedlichsten Menschen um sich und gab ihnen Halt und Orientierung.

Wir sind dankbar für ihr Engagement in unserer Kirche und wissen sie jetzt aufgehoben im Frieden Gottes.

Bilder aus dem gelobten Land

Eine virtuelle Ausstellung des Dalman-Instituts zeigt jetzt Reisefotos von 1899 bis 1992

Deutsche Reisefotografien aus der Region zwischen Aleppo und Alexandria hat Theologin und Kunsthistorikerin Karin Berkemann in Greifswald ausgewertet. Bilder aus der Zeit vor und nach der Gründung des Staates Israel. Ein Teil davon wird jetzt online gezeigt.

Von Anja Goritzka
Greifswald. „Als am 10. März die Vernissage zu einer anderen Ausstellung von mir ins Wasser fiel, war mir klar: Auch die Ausstellung ‚Gelobtes Land der Moderne‘ werden wir verschieben müssen“, berichtet Karin Berkemann. Die Theologin und Kunsthistorikerin arbeitet seit 2013 als Kustodin am Gustaf-Dalman-Institut der Universität Greifswald. Vor 100 Jahren war dieses winzige Institut gegründet worden, eine europaweit einmalige Sammlung beherbergt es bis heute.

Der deutsche Theologe Gustaf Dalman hatte sie angelegt, um das „Land der Bibel“ anschaulich zu machen: Zwischen 1899 und 1941 brachte er von Palästina-



Reisen immer wieder Alltagsgegenstände mit, Gesteins- und Pflanzenproben, Haus- und Ackergeräte, Keramik, archaische Kleinfunde, Land- und Reliefkarten. Außerdem fotografierte er 20.000 Bilder beherbergt das Archiv.



Die Straßenszene aus Amman im heutigen Jordanien aus dem Jahr 1959 ist Bestandteil der digitalen Vorabausstellung der Greifswalder Gustaf-Dalman-Sammlung. Foto: Privatbestand „Serdan“/WDR Digit

Eben diese Fotos hat Karin Berkemann in den vergangenen Jahren bildwissenschaftlich ausgewertet und für ihre Ausstellung „Das gelobte Land der Moderne“ mit den Aufnahmen deutscher Reisender ab 1948 verglichen, also nach der Gründung des Staates Israel. Rund 50.000 Fotos von fast 40 Privatpersonen und Archiven hat sie dafür in den vergangenen zwei Jahren gesichtet.

Weil das Ergebnis nun erst im Sommer in Greifswald und Rostock gezeigt werden kann, fügte sie einen Teil der Fotos zu einer virtuellen Ausstellung zusammen und stellte sie online. „Die ersten Reaktionen zeigen, dass es der richtige Zeitpunkt war“, sagt die 47-Jährige. Außerdem sei eine Art virtuelle Gemeinschaft entstanden. „Viele erleben jetzt zum ersten Mal, wenn sie die Internetseite besuchen, wie sich alles zu einem sinnvollen Ganzen zusammenfügt – und wie die Ausstellung später aussehen kann.“ Andere staunten einfach über die Bil-

der. Und Erinnerungen an eigene Reisen würden wach. Vielleicht holt mancher sogar seine alten Dias heraus, zeigt sie seinen Kindern und erzählt die Geschichten dazu. „Alle Fotografien bergen Geschichten, die man so in 10 oder 20 Jahren nicht mehr erfahren kann“, meint Berkemann. „Es sind eben keine toten Bilder.“

Dalman selbst hatte seine Sammlung so angelegt, dass sie lebendig genutzt werden sollte.



Kustodin Karin Berkemann in Greifswald. Foto: Till Junker

„Evangelische Theologie konzentriert sich meist auf die Schrift“, sagt Karin Berkemann. Es sei aber wichtig, den Studierenden auch zu vermitteln: „Die Menschen der Bibel lebten und arbeiteten in einem ganz konkreten Land.“

Bevor Karin Berkemann die Stelle am Gustaf-Dalman-Institut antrat, arbeitete sie von 2008 bis 2018 in Hessen in der Denkmalpflege. „Es ist sehr selten, dass eine theologische Fakultät speziell nach einer Kunsthistorikerin sucht“, erzählt sie. Genau das habe sie geriezt. „In der Denkmalpflege bewahrt man die geschichtlichen Zeugnisse zum Beispiel in einer Stadtlandschaft. Dasselbe mache ich hier, wenn ich die historischen Fotografien bildwissenschaftlich auswerte.“

Die Ausstellung „Das gelobte Land der Moderne – deutsche Reisefotografie zwischen Aleppo und Alexandria“ ist zu finden auf <https://ausstellungen.deutsche-digitale-bibliothek.de/dalman/>.

MELDUNGEN

Musikreisen werden verschoben

Rostock. Die „26. Musikreise in schöne Kirchen Norddeutschlands“, die vom Kirchenchorwerk für den diesjährigen 13. Juni geplant war, wird wegen der Coronakrise auf den 5. Juni 2021 verschoben, teilt LKMD i. R. Christiane Werbs auf Anfrage mit. „Die Sternfahrt nach Stralsund mit dem reizvollen Pommerschen Programm soll erhalten bleiben und möglichst auch die Orte davor. Im Herbst, wenn sich die Situation hoffentlich wieder normalisiert hat, wollen wir das besprechen“, schreibt Christiane Werbs.

Kirchen zum Gebet offen

Bergen auf Rügen/Stralsund. Die Kirche in Bergen auf Rügen ist während der Corona-Einschränkungen für Einkehr und Gebet geöffnet: dienstags bis freitags von 12 bis 14 Uhr, sonntags von 10 bis 14 Uhr. Auch viele andere Gemeinden bieten Offene Kirchen an. So ist etwa die Stralsunder Auferstehungskirche montags und donnerstags von 10 bis 12 Uhr, mittwochs von 15 bis 18 Uhr und freitags von 16 bis 18 Uhr geöffnet, die Stralsunder Nikolai-Kirche täglich von 12 bis 16 Uhr. Weitere Angaben finden sich auf den Internetseiten der Gemeinden.

Lassaner Organistin spielt

Lassan. In Lassan und Umgebung spielt Organistin Renate Parakenings während der Corona-Kontakt-sperre öfter als sonst die Orgel: Reihum werde in den Kirchen der Gemeinde Musik erklingen, damit Passanten „die bleibende Präsenz der Kirche in mitten der Orte erleben können“, heißt es auf der Internetseite der Gemeinde.

Fotos von kreativer Langeweile

Greifswald. Das Quartiersbüro der Caritas in Greifswald ruft die Stadtteilbewohner auf, alle Kunstwerke zu fotografieren, die sie während der Corona-Kontakt-sperre zum Zeitvertreib schaffen: Bilder, Handarbeiten, Gedichte, Fotografien ... Die Fotos der Werke sollen in der Stadtteilzeitung oder später in einer Ausstellung gezeigt werden, teilt die Caritas mit. Für alle Fragen auch zu anderen Themen sind die Mitarbeiterinnen zu erreichen unter Telefon 03834/884 99 45 oder per E-Mail an quartiersbuero.schoenwalde@caritas-vorpommern.de.

Geschichte des Bibelzentrums

Barth. Das Barther Bibelzentrum ist mindestens bis zum 20. April geschlossen – doch die digitalen Porten sind offen. Unter anderem laden die Mitarbeiter ein zu einem virtuellen Rundgang unter „700 Jahre in zehn Minuten“. In schwarz-weiß und bunten Fotos wird die 700-jährige Geschichte des Hauses und die aktuelle Arbeit gezeigt.

KIRCHENRÄTSEL

Die Bronzetafel in Hinrichshagen am Mecklenburger Kapellenweg zwischen Teterow und Waren haben wir im Kirchenrätsel der Osterausgabe gesucht. Hildburg Esch aus Demmin und Michael Heyn aus Rostock haben das erkannt. Herzlichen Glückwunsch!

Der Kapellenweg, ein Pilgerweg mit sieben Stationen, ist von der Kirchengemeinde Gielow im Jubiläumsjahr der Reformation angelegt worden, nach einer Idee und unter Begleitung von Pastor i. R. Eckart Hübener. Die Stationen sollen sichtbar machen, wo früher einmal Kirchen standen. Die meisten von ihnen waren im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden. Hinrichshagen war die erste Station, die 2017 errichtet wurde. An allen sieben Stationen stehen Holzkreuze mit Bronzetafeln, auf denen eine sogenannte Seelenfigur abgebildet ist mit einem Christuswort und passenden Fragen an den Betrachter. In Hinrichshagen ist das Christuswort aus Johannes 11, 25 zu lesen: „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ Die Seelenfigur stellt Maria Magdalena mit einem Ei zwischen den Händen dar, dazu die Fragen: Wozu bist du in die Welt gekommen? Alle Stationen sind von kleinen Feldsteinmauern umgeben. Weitere Stationen sind zu finden in Langwitz, Lupendorf, Moltzow, Demminhagen, Gessin und Tressow.



Im neuen Rätsel zeigen wir eine Kirche in einem Touristenort. Wenn Sie wissen, welche es ist, melden Sie sich unter Telefon 03834/776 33 31 oder schreiben Sie eine E-Mail an redaktion-greifswald@kirchenzeitung-mv.de.

Musik vor dem Fenster

Vor einem Pflegeheim in Stralsund musizieren jetzt einmal pro Woche einige Bläser

Stralsund. Wie es Menschen in Pflegeheimen wohl gehen mag – ohne Besuch von draußen, ohne Gruppenaktionen drinnen? „Das Schlimme ist ja, dass die Leute im Moment in ihren Zimmern bleiben müssen“, sagt Pastor Winfried Wenzel von der Stralsunder St.-Jacobi-Heilgeist-Gemeinde. Für viele sei das schwer auszuhalten. „Wir wollen helfen, sie aufzumuntern.“

Zusammen mit zwei weiteren Bläsern aus dem Chor seiner Gemeinde und einer Saxofon-Spielerin hat er sich darum in den vergangenen Wochen zwei Mal vor dem Pflegeheim Rosa Luxemburg nahe dem Stadthafen postiert und vor den Fenstern Lieder gespielt. „Wir halten genügend Abstand zueinander, fast vier Meter“, erzählt der Pastor. So sei das gut zu verantworten.

Die Saxofonspielerin Monika Schwerin aus der Gruppe leitet auch das Pflegeheim. Normalerweise spielt sie in der Bigband der Greifswalder Musikschule mit.



Immer donnerstags spielen Stralsunder Bläser hier. Foto: privat

Immer zum Sommerfest des Heims tritt ihre Band im Hof des Hauses auf. „Meine Leute lieben das, wenn ich Musik mache“, erzählt sie. Auch die Aktion mit den Bläsern komme sehr gut an. „Das klingt ja auch gut“, sagt sie. „Ich hoffe, dass wir das jetzt jeden Donnerstag machen!“

Volkslieder und Choräle wie „Bleib bei mir, Herr“, „Der Mond ist aufgegangen“ oder „Nun fängt das schöne Frühjahr an“ spielt die Combo bisher, meist 20 Minuten lang. Viele der 70 Heimbewohner hören von ihren Zimmern aus zu, erzählt Winfried Wenzel. Er selbst kennt das Pflegeheim von den

Andachten, die er dort hält, und von Posaunenchorständen zum Martinstag. Auch dann stünden immer ein paar Bläser unten vor dem Haus, nur etwas dichter beieinander, erzählt er. „Es geht aber auch mit dem Abstand gut.“ Und die Polizei toleriere diese kleinen Konzerte, erzählt Winfried Wenzel. Beim ersten Mal sei zufällig eine Streife vorbeigekommen – und weitergefahren.

In vielen anderen Orten des Landes, darunter am Augustenstift und der Heliosklinik in Schwerin, gibt es ähnliche Aktionen. Einige Bläser der Greifswalder Johannesgemeinde ziehen zudem jeden Sonntag zur Gottesdienstzeit durchs Gemeindegebiet und spielen vor den Fenstern eines Pflegeheims, eines Betreuten Wohnens und vor großen Wohnblöcken. „Inzwischen ist das schon bekannt, manche Leute warten richtig drauf“, erzählt Posaunenchorleiter Gerrit Marx. „Wir kriegen viele glückliche Rückmeldungen.“ sym



„Und dann geht man so vor sich hin“

Eine Wanderung durch die Marschlande mit dem Geh-Experten Christian Sauer



Wasser, Windräder, wilde Sträucher: Vor den Toren Hamburgs lässt sich vieles entdecken. Beim Gehen wird der Kopf frei und man bekommt einen Blick für seine Umgebung.

Fotos (6): Frank Keil

Gerade dieser Tage wichtig: gehen, um den Kopf freizubekommen. Gehen, um sich nicht in der schlechten Laune zu verbeißen. Und nebenbei lernt man ein wenig das echte Leben kennen, und schön ist die Landschaft drumherum auch noch – ein Lob des Gehens.

Von Frank Keil

Ungefähr Halbzeit. Und wir machen eine Pause. Setzen uns ins Gras, auf eine Unterlage, die groß genug ist, dass wir mit genügend Abstand nebeneinandersitzen können. Blicken geradeaus, wo sich die Gose-Elbe schillernd schlängelt und im Hintergrund sich drei Windräder drehen. Der Himmel schaut geradezu spiel-filmförmig-dramatisch aus, dunkle Wolken türmen sich auf und verdecken die Sonne. Vielleicht fängt es gleich an zu regnen, zu schütten, auch Hagelkörner sind vor nicht einmal zwei Stunden gegen meine Fensterscheibe geprasselt, und ich dachte: „Das kann ja heiter werden.“ In die andere Richtung hat man einen Blick auf die Stadt, wie sie in einem leichten Dunst liegt, auf den Fernsehturm, auf Kirchtürme, auf Hamburg.

Ich bin mit Christian Sauer unterwegs, Journalistenkollege, Coach und heute vor allem Autor des Buches „Draußen gehen – Inspiration und Gelassenheit im Dialog mit der Natur“, das in meinem Rucksack liegt. Es enthält eine Art Anleitung zum Gehen. Auch: eine Philosophie des Gehens. Also: einfach gehen. Gehen, um zu gehen. Gehen, um den Kopf freizukriegen. Gehen, um zu gelingen. Oder wie es der Sizilien-Wanderer Johann Gottfried Seume gesagt hat, den Sauer zitiert: „Ich bin der Meinung, dass alles besser gehen würde, wenn man mehr ging.“ Und natürlich hätten wir darüber auch telefonieren oder skypen können, aber muss man nicht Gehen gehend erleben? Und zu zweit gehen ist ja erlaubt.

Er hat mich an der S-Bahn-Station „Mittlerer Landweg“ aufgegebelt, keine 20 Minuten brauchte ich vom Hauptbahnhof, ich hatte ein Abteil für mich. Stehe nun da und schaue auf das Schild „Mittlerer Landweg“. Ein Weg durchs Land, ein Land, durch den ein Weg führt und dann noch ein „mittlerer“. Ich bin an einem Ort, an dem ich nie bin, raus aus der Routine, und plötzlich fange ich an, ungezwungen zu denken – ist es so einfach?

Wir fahren ein Stück mit dem Auto, halten auf einem Parkplatz, steigen aus. Böiger Wind empfängt uns. „Der Wind riecht nach Grün-

land“, sagt Christian Sauer, und dann stapft er los und ich hinterher, entlang der Straße, dem Allerhöher Deich, einen Fußweg gibt es nicht. Wer hier wohnt, tritt direkt auf die Straße, wenn er die Haustür öffnet.

Rechterhand von uns blinzelt der Eichbaumsee. Natürlich habe ich den Namen „Eichbaumsee“ schon mal gehört, zwei Kilometer lange Regattastrecke, geeignet für Wettbewerbe der Ruder- und Kanu-Disziplinen. Langsam wird mir warm.

Wir überqueren eine kleine Brücke, gegenüber der Dreieinigkeitskirche, verlassen die Straße und sind am See angekommen. Zwei Angler haben sich am Ufer niedergelassen, ihre Gummistiefel sind so olivgrün wie Hose, Jacke und Schirmmütze, ihr olivgrünes Schutzzelt hat etwas von einem Unterstand für Soldaten. Ein paar Schritte weiter pfeift einer seinen Hund zurück, während er telefoniert. Ich habe mein Handy auf Rufumleitung gestellt. Selbstverständlich.

Der Weg wird leicht schlammig, dann wieder sandig, als habe man ihn befestigt. Wir folgen keinem gekennzeichneten Wanderweg. Man müsse den Weg kennen oder ihn einfach ausprobieren, aber hat man ihn ausprobiert, kenne man ihn anschließend, sagt Sauer, während wir in gemächlichem Tempo weitergehen, dann stehen bleiben und auf eine vom Wind sich kräuselnde Wasserfläche schauen: Hier fließen die Gose-

und die Dove-Elbe zusammen, hier bekommt man auch eine Ahnung, dass das hier alles mal weites Sumpf- und Flussland war und sich die Elbe mit ihren Nebenflüssen ständig neue Wege suchte und sie fand.

Wir biegen linkerhand ab, treffen auf einen leicht erhöhten Pfad: „Das ist übrigens ein alter Deich, auf dem wir jetzt gehen“, sagt Sauer. Und hier

setzen wir uns ins Gras, machen Pause.

„Gehen ist keine Sportart“, ist einer von Christian Sauer's Grundgedanken: „Sport hat etwas mit Ertüchtigung zu tun, sich auf etwas vorzubereiten, etwas rauszuholen, etwas zu fordern – Gehen dagegen ist etwas Absichtsloses“, sagt er. Und selbst wenn man ein Ziel habe,

seien etwa die Zeiten, die man dafür brauche, dieses zu erreichen, unbestimmt: „Es ist ein ganz anderer Ansatz, man passt sich den natürlichen Gegebenheiten der Landschaft an.“

Gehen, wenn die Gedanken festhängen und sich nicht lockern lassen; gehen, wenn man die Punkte auf seiner To-do-Liste nochmals umringelt, noch mal neu sortiert, nach Dringlichkeit etwa, sich so ablenkt, weil man längst weiß, dass man wieder nicht alles schaffen wird und die Laune schlechter wird. Spätestens wenn es so weit ist, dann – sagt und schreibt Sauer – sollte man sich halbwegs solide Schuhe anziehen, in eine Jacke schlüpfen und losgehen. Wege, die man kennt, und Wege, die man

nicht kennt. Und mit Glück erlebt man etwas, was man nicht erlebt hätte, wenn man zu Hause geblieben wäre, mit seiner To-do-Liste oder was immer einem den Nerv raubt: ein kurzes, nettes Gespräch, ein kluger oder interessanter Gedanke, der einen anfliegt; ein Tier, das vor einem aufspringt und dem man hinterherhaut.

„In dem Moment, wo man rausgeht, wird das Leben ein wenig unberechenbarer“, sagt er. Selbst im Hochsommer könne man im Umland von Hamburg einen Tag erleben, der einen herausfordere. Man könne sich verlaufen, sich einen Sonnenbrand holen, man könne irgendwo landen, wo der Weg nicht weiterführt. Das müsse nicht sein, aber es könne sein. „Wenn man sich in die Nichtperfektion der Landschaft begibt, ist man automatisch ein bisschen mehr im richtigen Leben“, sagt er.

Wir kommen ins Philosophieren. Also so ins tiefsinnige Herumquatschen, wenn man von einem Gedanken zum anderen flaniert, ohne dass es am Ende zu etwas führen muss, und dazu essen wir Haselnusschokolade und leicht trockene Haferkekse, direkt aus der Packung. „Fulbert Steffensky?“, fragt er mich. Ich nicke. Ja, der Mann sagt mir was. Sauer beschäftigt Fulberts Anschreiben gegen die Idee der Perfektion, der er seine Idee der gegliückten Halbheit, der Wertschätzung von Halbheiten entgegensezt.

„Wandern und Gehen hat etwas Tolles von Halbheit“, sagt er: „Man bewegt sich fort, aber nicht so richtig irgendwohin. Es bringt nicht wirklich einen Nutzen, man könnte so viel produktiver und effizienter sein, auch schneller, die Bahn, den Bus nehmen

oder das Auto – und dann geht man so vor sich hin.“ Was sein Potenzial hätte: „Wo es von vornherein nicht in die Vollen geht, sondern in die Halben, öffnet sich etwas, ist der Mensch mehr in seiner natürlichen Rolle in der Schöpfung angekommen und kommt mal runter von seinem Ausgewähltheits-Thron.“ Und in diesem Moment werde es spannend. Er lacht: „Nein – es wird entspannend. Und wir kommen mal aus unserer Spannung raus, Menschsein ist ja so eine furchtbar überdrehte Angelegenheit.“

In seinem Buch erzählt Sauer von Wanderungen, die da beginnen, wo er wohnt, mitten in der Stadt. Von Wanderungen im Hochgebirge, die durchaus anspruchsvoll sind. Durch Rom ist er gewandert, auch durch Hongkong, er schwärmt aber auch von Wanderungen durch vorgeblich langweilige norddeutsche Landschaften, weil diese einen dazu bringen, das Besondere im Normalen und Selbstverständlichen zu entdecken, und einen dafür empfänglich machen. Und so kann es auch gut und gern die Gegend rund um den Eichbaumsee sein, erreichbar mit dem Bus der Hamburger Verkehrsverbände.

„Wollen wir wieder?“, fragt er, und wir stehen auf, packen Schokolade und Kekse weg, gehen einfach weiter, stoßen am Ende auf eine Autostraße, den Reitbrooker Westerdeich. Ein Sprinter mit Tiefkühlkost kommt uns entgegen, ein Traktor donnert seiner Wege, zwei Kinder stemmen sich auf ihren Fahrrädern gegen den Wind, der aufgefrischt hat, und sie grüßen uns mit einem sehr knappen Nicken, weil wir nicht von hier sind. Und dann sind wir wieder allein, haben die Straße ganz für uns.

Über uns immer wieder Schwärme von Graugänsen, die schnatternd in einem Bogen auf den tief gelegenen Wiesen landen, bald wieder aufsteigen, ohne dass wir verstehen, warum sie mal das eine, mal das andere tun und warum manche der Gänse einfach sitzen bleiben und sich von all dem Hoch- und Runter-Geflatter so gar nicht hetzen lassen.



Christian Sauer hat ein Buch über das Gehen geschrieben.



Kirchen gibt es zu entdecken.



In Norddeutschland lässt sich das Besondere im Normalen aufspüren.

Christian Sauer: Draußen gehen – Inspiration und Gelassenheit im Dialog mit der Natur. Verlag Hermann Schmid 2019, 176 Seiten, 29,80 Euro. ISBN 978-3-87439-928-9

Tanz durch die Tate

Ein digitaler Streifzug durch Museen auf der ganzen Welt

In seinem Lieblings-Kunstmuseum vorbeischaun geht gerade nicht. Macht man sich stattdessen virtuell auf den Weg, gibt es keine Grenzen. Und man lernt Häuser kennen, die man schon immer mal besuchen wollte.

Von Frank Keil
Man geht vom Bahnhof Basel nur rheinwärts durch die Elisabethenstraße direkt zum Basler Kunstmuseum, keine 15 Minuten sind es. Doch nun ist die Grenze geschlossen, alle sollen zu Hause bleiben. Und nun? Um trotzdem ein wenig die Kunst des Museums genießen zu können, klicke man sich auf den noch neuen Blog des Museums, zu finden auf www.kunstmuseumbasel.ch/de/programm/blog, der sich seit dem Tag der Schließung täglich weiter füllt. Was das Bild „Tierschicksale“ von Franz Marc mit dem Ersten Weltkrieg zu tun hat, wird erklärt; ebenso, wie es kam, dass im November 1967 Pablo Picasso dem Haus mehrere Werke schenkte – sehr sehenswert.

Derzeit läuft per LED ein Wörter-Banner von Wolfgang Tillmans rund ums Haus: „Ich schütze dich – 1 Meter 50 – Ein Fünfzig ...“ Daran wollen wir uns halten, und weiter geht die virtuelle Reise, die einem zumindest eines erspart: stundenlanges Anstehen.

Denn das war angesagt, als Anfang März in Rom in den Scuderie die Ausstellung „Raphael 1520-1483“ startete, bestückt mit Meisterwerken wie „Madonna mit Jesuskind“ oder „Der Meister und seine Schüler“. Die man sich nun auf dem Bildschirm großziehen kann, um auch die kleinste Kleinigkeit zu entdecken. Vielleicht ein Trost, dass man die Bilder in echt so nahe nie wird betrachten können. Zu sehen auf www.uffizi.it/en/events/raphael-rome.

Das Metropolitan Museum of Art in New York steht ganz im Zeichen des Werks des Malers Gerhard Richter: Eine große Retrospektive bis in den Sommer



„Haltet Abstand“ – am Baseler Kunstmuseum läuft derzeit eine LED-Installation von Wolfgang Tillmans. Kunst an der Fassade statt im Inneren des Hauses, das derzeit geschlossen ist.

hinein ist geplant, ungewiss ist, ob und wann sie tatsächlich zu sehen sein wird. Und bis das so weit ist, ist man eingeladen, sich daheim in Richters Werk zu vertiefen: www.metmuseum.org/primier/gerhard-richter#a-master-of-painting. Bilder seiner abstrakten wie fotorealistischen Richtung sind zu sehen, begleitet von vielen knappen, nüchternen Statements des Künstlers, für die er bekannt ist: „Über Malerei zu reden ist ja nicht nur sehr schwierig, sondern vielleicht sogar sinnlos.“

An der Westküste der USA lockt ein virtueller Besuch des Museum of Modern Art in San Francisco. Hier überzeugen besonders Videoporträts von bei uns gänzlich unbekanntem Künstlern wie der feministischen Performerin Suzanne Lacy oder von Nicole Miller, die ihre Karriere beim Ballett begann und der eines Tages

auffiel, dass sie in ihrem Kurs die einzige farbige Frau war. Und man bekommt mal wieder ein Gefühl dafür, dass es weiterhin das liberale, selbstkritische und künstlerisch experimentierfreudige Amerika gibt, www.sfmoma.org/projects-perspectives/.

Von Gründerjahren bis Gegenwart

In eine ganz andere Welt führt uns die Art Gallery of South Australia an der Südküste Australiens, die als eines der wichtigsten Museen des Kontinents gilt. 45 000 Exponate hat das Haus, gut 18 000 davon sind auf www.agsa.sa.gov.au/collection-publications/collection/ zu sehen: von Kunst aus den Gründerjahren der Kolonisten über Dokumentarfotos bis zu Po-

sitionen dieser Tage. Vertreten ist aber auch die zum Teil 2000 Jahre alte Kunst der Aborigines.

Zum Schluss geht es nach London, wo die Tate Modern mit einem besonderen Video lockt. Dafür www.tate.org.uk/visit/tate-britain/dancing-art in den Browser eingeben, und man schaut vier jungen Leuten beim Tanzen durch die Ausstellungsräume zu. Das hat einen soliden Hintergrund: „Unsere Besucher fühlen sich immer gehalten, still und langsam durch unsere Räume zu gehen, dabei gibt es überhaupt keine solchen Vorschriften“, schreibt die Museumsleitung. Und lädt dazu ein, das, was die Kunst bei einem an Emotionen auslöst, ruhig mal zu zeigen – was die jungen Leute sehr schön und expressiv getanzt vormachen. Spätestens danach hat man wieder gute Laune.

REZENSIONEN



Peter Handke:
Das zweite Schwert. Eine Maigeschichte.
Suhrkamp 2020,
157 Seiten, 20,- Euro.
ISBN 978-3-518-42940-2

Alles neu im Mai

Von Friedrich Seven
Literatur-Nobelpreisträger Peter Handke hat seinem vielschichtigen Werk ein neues filigranes Buch hinzugefügt. Mit „Das zweite Schwert“ folgt Handke ausdrücklich dem biblischen Motiv des geistlichen Schwertes. Die Waffe bewahrt den Helden seiner Geschichte davor, dass seine späte Rache blutig enden muss. Handke nennt sein Buch im Untertitel „Eine Maigeschichte“, weil sich sein Held Anfang Mai auf den Weg gemacht hat, um sich an der Frau zu rächen, die seine Mutter und damit auch ihn schwer gekränkt hat. Doch statt mit dem eisernen rächt er sich mit dem zweiten Schwert: Er nimmt der Frau, nachdem er sie entdeckt hat, sogleich ihre Bedeutung für die Geschichte.

So wird das Ende des Buches nicht von der anfänglichen Absicht, jemanden zu töten, sondern von einnehmenden Erfahrungen bestimmt, die der Held auf seinem mäandernden Rachefeldzug mit vielen Mitmenschen gemacht hat. Er sieht nur noch „helle Gäste“ um sich. Da ist für die Übeltäterin kein Platz. Was auf den ersten Blick wie eine literarische Sublimierung einer vom Vergeltungstrieb gesteuerten Absicht aussieht, entwickelt sich für den Helden nach einem überlegenen Plan: Auch er ist nur Mitspieler in einem Spiel, dessen Urheber ungeachtet zahlreicher biblischer Bezüge doch unbenannt bleibt. Jedenfalls ist in diesem Spiel mit dem Helden etwas Neues geschehen. So erklärt sich die späte unblutige Rache auch aus sich selbst heraus als eine Maigeschichte, als eine Geschichte des Monats, der alles neu macht.



Jan Weiler:
Kühn hat Hunger.
Piper 2019,
416 Seiten, 22,- Euro.
ISBN 978-3-492-05876-6

Alles nur wegen ihr

Von Cosima Jäckel
Es ist kalt in München, sehr kalt. In einem Beton-schacht auf dem Gelände einer ruhenden Baustelle wird die Leiche einer jungen Frau gefunden. Allerdings ist sie dort nicht freiwillig hineingefallen, jemand hat sie dort auf diese wenig charmante Weise beerdigt. Ein Fall für Kommissar Martin Kühn. Der steckt jedoch gerade mitten in der Midlife-Crisis, kämpft um eine Beförderung und hat an diesem Tag eine Fastenkur begonnen – nicht nur, aber auch um seine Ehe zu retten, so hofft er zumindest. Entsprechend schlecht ist seine Laune, als er mit den Mordermittlungen beginnt. Mit „Kühn hat Hunger“ schickt Jan Weiler seinen Protagonisten nun zum zweiten Mal auf Mörderjagd. Hat man es geschafft, das sehr unorthodox wirkende Vorwort bis zum Ende zu lesen, landet man in einer Geschichte, die eher ein Roman als ein Krimi ist. Denn bereits im zweiten Kapitel erfährt man, wie und von wem die Frau in diese missliche Lage gebracht worden ist. Nun aber entfaltet Weiler in seiner unbändigen Fabulierlust das faszinierende Psychogramm der Männer, die dieses Verbrechen begangen haben. Über diese Schilderung vergisst man ganz, dass man schon weiß, was passiert ist. Und da ist ja auch noch der Kommissar, seine Fastenkur, die schwierige Beziehung zu seiner Frau und das verzwickte Verhältnis zu seinen Kollegen. Ebenso akribisch wie humorvoll zeichnet Weiler das Bild eines Mittvierzigers, der in seiner erdrückenden Durchschnittlichkeit aber mindestens ebenso interessant ist wie die Verbrecher, die er jagt.

KREUZWORTRÄTSEL

Baustoff	Einzelstück	Sohn des Jüda (1. Mose 38,8)	Der Morgen sich zeigt, die aufsteigt (EG 444,1)	zu wandeln als am ichten... (EG 440,4)	die Morgen färt sich... (Hiob 36,14)	Musikstück	nieder... eis	höchstes Licht... ewiger Schein (EG 441)
kalte Steppe Sibiriens	10			dumm		2	12	
entsprechend	14	17	18	Schaufensterdekoration	All Morgen si ganz frisch und... (EG 440)	13	6	
frz. Name des Rheins	19	allgriech. Philosophenschule	20	ehem. UNO-Generalsekretär	... für diesen guten Morgen (EG 334)	engl.: mir, mich	1	
Esle, Lette oder Litaier	8	22	Mein... Gefühl sei Preis und Dank (EG 451)	Protestmarsch (Kurzw.)	... ist das Licht der ganzen Welt (EG 441,3)	9	4	
zusammengehörende Teile	5	Erniet am Persischen Golf	3	europ. Schierheiskonferenz (Abk.)	Länderkennz. Finnland	21	4	
Jubelwelle im Stadion (La...)	16	Abk.: Wärmeschutzglas	16	7	11			
Tonintervall	15	Fernsprecher	15					

www.biblatraset.de 11018

Schicken Sie Ihre Lösung per E-Mail, Fax oder Postkarte an die Evangelische Zeitung. Unter allen Einsendern verlosen wir einen Blumenstrauß. Einsendeschluss: 27. April 2020

Evangelischer Presseverlag Nord GmbH
Stichwort: Kreuzworträtsel Schillerstr. 44a, 22767 Hamburg
Fax: 040/70 975 249
raetsel@epv-nord.de

Auflösung aus Ausgabe Nr. 13 „KIRCHENFENSTER“

THESELEUGNED
RAGGLATTEIS
BRICESAUICW
ATMUNGPIIHRE
KEUWAPOSTEL
AAKUEHLEBLET
AEROBETBALD
LSEDETAILLOEL
LESERBRIEFRE

Gewonnen haben:
Burkhard und Sabrina Bühner
21339 Lüneburg

Die Bücher sind in regionalen Buchhandel erhältlich sowie telefonisch bestellbar bei der Evangelischen Bücherstube, Tel. 0431 / 519 72 50.

PSALM DER WOCHE

Der Herr ist gnädig und gerecht,
und unser Gott ist barmherzig.

Psalm 116, 5

Welch Geheimnis ist ein Kind!
Gott ist auch ein Kind gewesen.
Weil wir Kinder Gottes sind,
kam ein Kind, uns zu erlösen.
Welch Geheimnis ist ein Kind!
Wer dies einmal je empfunden,
ist den Kindern überall
durch das Jesukind verbunden.

Clemens von Brentano (1778-1842)



„Lasset die Kinder zu mir kommen!“ Welch schöne Botschaft, gerade in dieser Zeit der Vereinzelung.

Foto: epd-bild/Jens Schultze

DER GOTTESDIENST

Quasimodogeniti (1. Sonntag nach Ostern)

19. April

Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.

1. Petrus 1, 3

Psalm: 116, 1-9, 13

Altes Testament: Jesaja 40, 26-31

Epistel: 1. Petrus 1, 3-9

Evangelium: Johannes 20, 19-20 (21-23) 24-29

Predigttext: Jesaja 40, 26-31

Lied: Holz auf Jesu Schulter (EG 117) oder EG 108

Liturgische Farbe: Weiß

Dankopfer Nordkirche: Sprengelkollekte
Sprengel Hamburg und Lübeck: 1. Projekt FLOW – für Flüchtlinge! Orientierung und Willkommenskultur 2. Projekt Kirchl. Rechtshilfe „fluchtpunkt“
Sprengel Mecklenburg und Pommern: Gustav-Adolf-Werk in MV zur Unterstützung für Aus- und Weiterbildung von Mitarbeitenden in Kasachstan
Sprengel Schleswig und Holstein: Ring Ev. Gemeindepfadfinder (REGP) in der Nordkirche
Dankopfer Landeskirche Hannovers: Sprengelkollekte, siehe Internetseiten
Dankopfer Landeskirche Oldenburg: Gemeindegeldkollekte
Dankopfer Landeskirche Braunschweig: freie Kollekte – Bestimmung des Kirchenvorstands
Dankopfer Bremische Evangelische Kirche: Gemeinschaft Europäischer Kirchen/GEKE

TÄGLICHE BIBELLESE

Montag, 20. April:

1. Mose 32, 22b-32; 1. Korinther 15, 50-58

Dienstag, 21. April:

Hiob 42, 7-13 (14-17); 1. Korinther 16, 1-12

Mittwoch, 22. April:

Jesaja 66, 6-13; 1. Korinther 16, 13-24

Donnerstag, 23. April:

Johannes 17, 9-19; 1. Petrus 1, 1-12

Freitag, 24. April:

1. Petrus 2, 1-10; 1. Petrus 13-16

Sonnabend, 25. April:

Lukas 18, 31-43; 1. Petrus 1, 17-21

SCHLUSSLICHT

Gegen den Trend

Von Karl Knobloch

Nachrichten sind dieser Tage oft schwer auszuhalten. Der Nabu regt an, Gemüse auf Fenster Sims, Balkon oder im Garten zu pflanzen. Jetzt sei die beste Zeit. Damit meint der Nabu wohl die Jahreszeit, aber vielleicht auch die Quarantänezeit: Pflanzen gegen die angespannte Stimmung. Man nehme Eierschalen und animiere seine Kinder, darin die Samen von Radieschen, Gurken, Bohnen oder Kürbis anzusetzen. Später lassen sich die Eierschalen mit den Setzlingen in die Erde bringen. Und noch später heißt es dann: „Wisst ihr noch, wie wir das damals während der Quarantäne angepflanzt haben?“

Wie die neugeborenen Kinder

Auf Entdeckungsreise am Sonntag Quasimodogeniti

Zum Sonntag Quasimodogeniti gibt es die Redensart: „Zu Quasimodogeniti ist die Kirche leer wie nie.“ Dabei bildet dieser Sonntag den Abschluss der Osterwoche und lädt wie kaum ein anderer im Kirchjahr dazu ein, Taufe und Erinnerung zu feiern.

Von Jette Altschwager

In der alten Kirche fanden im Gedächtnis an Jesu Tod und Auferstehung Taufen in der Osternacht statt. Der Täufling wurde dazu von Kopf bis Fuß unter Wasser getaucht und im Anschluss mit einem weißen Gewand angekleidet. Das Untertauchen im Wasser symbolisierte das Mittersterben mit Christus. Das Auftauchen die Auferstehung in ein neues, ewiges Leben. Aller Schmutz der Sünde war abgewaschen.

Ein neues Leben in der Nachfolge Christi und in der Gemeinschaft mit den anderen Getauften begann. Der Mensch – nun wie neu geboren. Die Täuflinge trugen sichtbar für alle in der gesamten darauffolgenden Woche ihr weißes Taufkleid. Erst am Sonntag Quasimodogeniti, der aus diesem Grund auch Weißer Sonntag genannt wird, legten sie dieses wieder ab.



Der Taufengel in der Kirche zu Lansens spricht die Kinder in besonderer Weise an: Lasst sie zu mir kommen.

Foto: Kirchengemeinde Rittermannshagen

Teich in der Mitte des Tierparks zu und sagte zu ihm – wie man es eben tut, wenn man zu kleinen Kindern spricht: „Schau mal, die vielen Nag Nags.“

Daraufhin sah mein Neffe mich ganz verständnislos an und sagte: „Gag Gag.“ Aha, dachte ich, eine Ente ist keine Nag Nag, sondern eine Gag Gag. Da hatte ich versucht, einem Kind gleichzuwerden. Aber dabei bin ich grandios gescheitert.

Was für eine Aufforderung! Empfangt das Reich Gottes wie ein Kind, werdet einem Kind gleich, sonst könnt ihr nicht zu Gott kommen. Wie nun sollen wir das anstellen? Manchmal scheitert es ja schon an so kleinen Dingen wie einem einfachen Gespräch über einen Wasservogel. Der Sonntag Quasimodogeniti aber könnte Anlass dafür sein, es zu versuchen, das – neugeborene – Kind in sich selbst immer wiederzudecken.



Jette Altschwager ist Pastorin in Rittermannshagen, Mecklenburg.

Foto: privat

Es gibt immer einen Weg zurück

Gott hat eine unbedingte Liebe zu seinen Geschöpfen

„Wer A sagt, muss auch B sagen“, heißt es oft. Und damit möchte man sagen, dass es ein Zurück nicht mehr gibt. Aber es könnte ja auch sein, dass A falsch ist und ein Zurück sehr wohl angebracht.

Von Paul Metzger

In vielen Wissenschaften, bei der Klimaforschung, der Geschichtswissenschaft oder auch bei der Luftfahrt interessiert immer wieder der Punkt, ab dem eine Umkehr zum Ausgangspunkt nicht mehr möglich ist. Das wird dann „Point of no Return“ genannt. So verhält es sich oft bei menschlichem Verhalten, das allerdings oft genug auch ins Verderben geführt hat.

Muss das immer so sein? Die Bibel lehrt uns etwas anderes, nämlich dass es im Verhältnis zu Gott diesen Punkt nicht gibt. Oft fordert Gott sein Volk Israel zur Umkehr auf (Amos 4, 6), aber Israel folgt ihm nicht. Trotzdem lässt Gott nicht von seinem Volk ab.

„Point of no Return“ gilt nicht bei Gott

Das Angebot zur Umkehr bleibt immer bestehen. Dies liegt in Gottes unbedingter Liebe zu seinen Geschöpfen begründet. Weil Gott seine Geschöpfe wie ein idealer Vater oder eine ideale Mutter

liebt, kann er nicht aufhören, seine Kinder zu lieben (Jesaja 49, 15). Seine elterliche Fürsorge begründet die permanente Bereitschaft, die Umkehr seiner Geschöpfe zu begrüßen.

„Umkehr“ bezeichnet daher in der Bibel die Korrektur eines falschen Weges und die damit verbundene Hinwendung zu Gott. Die Möglichkeit und die Eröffnung dieser Umkehr ist nach Markus 1, 15 die zentrale Botschaft Jesu. Der Mensch hat immer die Chance, sich an Gott zu wenden – gleichgültig in welcher Situation. Damit ist die Bereitschaft Gottes zur Vergebung zugesagt.

Die unbedingte Sorge Gottes um jedes verirrt Schaf und der

unabänderliche Wille, jede verlorene Seele zurückzugewinnen, wird besonders anschaulich in den Gleichnissen in Lukas 15 illustriert. Herausragend ist dabei „der verlorene Sohn“. Der Vater nimmt den verlorenen Sohn mit Freuden wieder auf. Er ist das Sinnbild für Gott.

Nach menschlichen Maßstäben handelt er eigentlich ungerrecht, was in der Figur des älteren Bruders zum Ausdruck kommt. Aber darin liegt die Pointe: Gottes Wille, jegliche Hinwendung zu ihm zu akzeptieren, übersteigt alle Vorstellungen und Möglichkeiten menschlichen Denkens. Bei Gott gibt es keinen „Point of no Return“.